

KRISTINA GÜNAK



DREIMAL
SCHWARZE KATZE

DREI HAARIGE KURZGESCHICHTEN



Drei Mal schwarze Katze © 2016 Kristina Günak

Lektorat: Kerstin Thieme

Copyright Bildrechte:

© Milanares - Bigstockphoto.com, © one AND only - Bigstockphoto.com,

© Dabrynina Alena - Bigstockphoto.com, © Baksiabat - Bigstockphoto.com

Covergestaltung: wolkenart.com

Deutsche Erstausgabe

Stand: 30. September 2016

Alle Rechte vorbehalten

Kristina Günak

c/o Papyrus Autoren-Club

Pettenkoferstr. 16-18

10247 Berlin

E-Mail: mail@kristina-guenak.de

www.kristina-guenak.de

Dieses E-Book ist nur für Ihren persönlichen Gebrauch lizenziert. Es darf nicht weiterverkauft oder -verschenkt werden. Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne Zustimmung der Autorin nachgedruckt oder anderweitig verwendet werden.

Die Ereignisse in diesem Buch sind frei erfunden. Die Namen, Charaktere, Orte und Ereignisse entspringen der Fantasie der Autorin oder wurden in einen fiktiven Kontext gesetzt und bilden nicht die Wirklichkeit ab. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen, tatsächlichen Ereignissen, Orten oder Organisationen ist rein zufällig.

Goldlöckchen

»Ich hasse Katzen«, denke ich und lächle trotzdem weiter starr vor mich hin. Nur jetzt nicht negativ auffallen! Sie stehen alle um mich herum und starren verzückt in die blaue Transportbox, in der das Vieh hockt. Goldlöckchen. Leider ist Goldlöckchen rabenschwarz. Was meine Großtante sich bei der Namensfindung nun wieder gedacht hat, ist mir schleierhaft. Und wird es auch bleiben, denn meine Großtante ist tot.

Im gesegneten Alter von 86 Jahren im Schlaf verschieden. Und mein Erbe heißt »Goldlöckchen« und wartet in dieser Transportbox auf seinen Abtransport zu mir nach Hause.

Woraus sich gleich zwei sehr elementare Probleme ergeben: Ich mag Katzen nicht und ich bin allergisch gegen sie. Letzteres weiß ich nicht ganz sicher, aber ich kann davon ausgehen, da ich auf so ziemlich alles, was auf diesem Planeten existiert, allergisch bin. Äpfel, Milch, Gras, Kondome, Zahnpasta ... ich kann Ihnen sagen, das ist dem Leben nicht zuträglich. Besonders die Kondom-Nummer stellte in meinem bisherigen Dasein sehr hohe Anforderungen an mich. Zum Glück nehme ich jetzt endlich die Pille, gegen die ich erstaunlicherweise nicht allergisch bin. Aber als ich Kevin kennengelernt habe, war das noch nicht der Fall und verklickern Sie mal Ihrem neuen Freund, dass es leider keinen Sex geben wird, bevor er nicht einen negativen AIDS-Test vom Gesundheitsamt vorlegt. Kevin hat das damals irgendwie persönlich genommen und mir zusammen mit dem Zettel vom Gesundheitsamt auch gleich noch sein polizeiliches

Führungszeugnis in die Hand gedrückt. Zumindest weiß ich jetzt, dass er nicht vorbestraft ist. Hat ja auch was für sich.

Goldlöckchen und ich verabschieden uns zügig von der Trauergesellschaft, die sich vor dem riesigen Tisch des Notars eingefunden hat. Alle leider weit über 80 und somit als adäquate Betreuung für das Katzentier ungeeignet. Es besteht nämlich die Gefahr, dass Goldlöckchen das erneute Schicksal ereilt, drei Tage ohne Futter auf dem Bett der Verschiedenen zu hocken und zu leiden. So emotional und körperlich.

Ob sie es allerdings mit mir so richtig gut getroffen hat, wage ich zu bezweifeln. Wie gesagt, ich bin allergisch. Das ist immerhin eine sehr persönliche Sache. Und ich mag keine Katzen. Auch das ist etwas sehr Persönliches. Während ich noch gedankenverloren die Transportbox vor meinen Füßen betrachte, kommt mir ein interessanter Artikel in den Sinn, den ich vor geraumer Zeit mal gelesen habe. Laut dem Autor soll es wenige Dinge geben, bei denen man so eindeutig Stellung bezieht, wie bei Katzen. Nur schwarz oder weiß. Graustufungen sind in der persönlichen Wahrnehmung da offenbar nicht drin: Entweder man liebt Katzen, wie offensichtlich die gesamte Trauergesellschaft, oder eben nicht (siehe meine Person oder den Autor besagten Artikels).

Katzen sind mir ein wenig unheimlich, wirken meistens leicht autistisch, tun immer, was sie wollen und machen weder »Aus!« noch »Platz!«. Also wenn schon ein Tier, dann käme für mich nur ein Hund infrage. Dem kann man wenigstens einen halbwegs gesellschaftsfähigen Umgang antrainieren. Da ich aber vermutlich auch auf Hunde allergisch bin, wird Goldlöckchen das einzige vierbeinige Wesen sein, welches vorübergehend das Leben mit mir teilen darf. Die Betonung liegt auf vorübergehend. Natürlich beabsichtige ich nicht, sie auf Dauer bei mir zu beherbergen. Ich

werde ihr ein schönes neues Zuhause suchen und dann erklären, dass sie aufgrund der Allergie nicht bei mir bleiben kann.

Aber diesen Gedankengang all den trauernden Anwesenden zu erklären, erscheint mir einfach zu kompliziert. Abgesehen davon, es geht ja auch niemanden etwas an, wo die Katze über kurz oder lang wohnt. Offiziell gehört sie jetzt mir. Außerdem litten $\frac{3}{4}$ der Anwesenden bereits unter einer leichten bis mittelschweren Form der Altersdemenz, die haben mich und die Katze bestimmt schon vergessen, als die Tür hinter mir ins Schloss gefallen ist.

Ich schleppe also die Transportbox zu meinem Auto und stelle sie in den Kofferraum. Energisch klappe ich den Kofferraumdeckel zu, um ihn eine Sekunde später wieder zu öffnen. Weil mir zum Glück gerade noch rechtzeitig eingefallen ist, dass es sich bei Goldlöckchen um ein Lebewesen handelt. Sie kann zwar nicht sprechen, aber sie frisst und atmet und guckt traurig. Also ist der Transport in einem dunklen Kofferraum für das schwer traumatisierte Tier (drei Tage auf einer Leiche rumliegen, Sie erinnern sich?) sicherlich nicht förderlich und so stelle ich Goldlöckchen kurzerhand auf den Beifahrersitz. Ich gebe offen zu, nicht so viel Erfahrung mit Lebewesen zu haben, die nicht sprechen, sondern nur gucken können und sich dazu auch noch auf vier Beinen fortbewegen.

»Wir fahren jetzt«, sage ich und schaue noch einmal in die Tiefen des vergitterten Käfigs. Vielleicht versteht sie mich ja. Goldlöckchen hat sich in der hintersten Ecke zusammengerollt und sieht mich aus goldenen Augen fragend an. Die Katze ist wirklich schwarz wie die Nacht und ihre Konturen verschwimmen im Dunkel der Box. Wie um alles in der Welt kam meine Großtante auf diesen irreführenden Namen?

Ich finde keinen Parkplatz vor der Tür und drehe fluchend sieben Kreise um den Block. Irgendwann habe ich die Nase voll und

stelle den Wagen ins Halteverbot. Auf ein weiteres Ticket in meiner Knöllchensammlung kommt es jetzt wirklich nicht mehr an. Dann schleppe ich die Katze den ganzen Weg zurück, nur um festzustellen, dass direkt vor unserem Haus, während meiner verzweifelten Parkplatzsuche, zwei Parkplätze frei geworden sind. Davon hat sich Kevin, mein Freund, mit seinem Angeber-SUV einen unter den Nagel gerissen. Und den anderen auch gleich mit zugeparkt. Er steht nämlich schräg und hat fast zwei Meter Platz zu dem davor parkenden Auto gelassen, womit die kostbare Parkfläche jetzt noch maximal für einen Roller oder Kinderwagen infrage kommt. Kalte Wut kneift mich in den Magen. Kevin ist manchmal so rücksichtslos. Und das nervt mich ebenso sehr wie das im selben Augenblick einsetzende Nasenkribbeln meiner Allergie. Grummelnd und schniefend erklimme ich die Treppe bis in den fünften Stock, wobei Goldlöckchen stumm und regungslos ausharrt. Okay, sehr viele Alternativen hat sie nicht, aber selbst, als ich die Box im Flur auf den Boden stelle, bewegt sie sich keinen Millimeter. Vermutlich ist das eine Form der trauerbedingten Schockstarre. Arme Katze.

»Bin wieder da«, rufe ich halblaut in die stille Wohnung und streife die Schuhe von den Füßen. Ganz entfernt vernehme ich ein Murmeln. Diesem folge ich und entdecke Kevin in seiner ganzen Pracht auf dem Sofa sitzend, beide Beine auf den Couchtisch vor sich gelegt, einen Arm lässig neben sich über die Lehne des Sofas gehängt. Er telefoniert. Oder besser ausgedrückt, er führt einen Monolog. Vermutlich zum Thema Intel-Prozessoren und Laufwerksdynamiken, oder so.

Kevin ist nämlich ein Nerd. Allerdings tarnt er diese Tatsache hinter einer höchst ansprechenden Optik. Er ist groß, breitschultrig und blond. Außerdem ist er zu vollständigen Sätzen in der Lage und steht auf Markenklamotten. Nicht die üblichen

Attribute eines Computer-Nerds, und damit hat er auch mich geschickt hinters Licht geführt, denn hätte ich vorher gewusst, dass er ein Nerd ist, hätte ich ihn möglichst schnell wieder aus meinem Bett entfernt.

Mein Nerd fachsimpelt noch ein wenig vor sich hin, bis er mich im Türrahmen bemerkt, dann lüpfte er das Telefon ein wenig vom Ohr und fragt leise: »Und?«

Zeitgleich fängt eine leise Stimme am Ende seines Handys an zu plappern. Des Nerds Monologpartner nutzt offensichtlich die Gunst der Stunde, auch endlich mal was sagen zu können. Auch wenn ihm keiner zuhört, denn wenigstens für einen Moment hat Kevin seine gesamte Aufmerksamkeit mir geschenkt. Selten genug.

»Traurig und ich habe was geerbt«, antworte ich.

»Viel Geld?« Kevin grinst. Er ist halt ein monetärer und konsumausgerichteter Nerd. Höchst artfremdes Verhalten.

»Eine Katze«, antworte ich und Kevin verzieht das Gesicht. Ich bin mir grad auch nicht so sicher, ob er genau weiß, was das ist. Immerhin war ihm auch die Zucchini in meinem Auflauf von letzter Woche fremd. Wie gesagt, er ist ein Nerd und lebt auf einem anderen Stern. Durchaus möglich, dass Katzen auf diesem Stern nicht vorkommen.

Leider gibt die leise murmelnde Stimme am Ende seines Handys im nächsten Moment offensichtlich ein wichtiges Stichwort und Kevin beendet spontan das Gespräch mit mir. Er muss jetzt wieder einen Monolog halten und ich gehe zur Katzentransportbox.

Dort angekommen, schlüpfte ich als Erstes in meine Hausschuhe, die fein säuberlich auf einem Handtuch auf dem Boden stehen, und deren Sohle ich täglich einmal desinfiziere. Dann greife ich in meine Handtasche und ziehe die kleine Tüte mit den Einmalhandschuhen hervor. Es war nicht so leicht, latexfreie Einmalhandschuhe zu finden, aber auf diese hellgelben Dinger

reagiere ich nicht allergisch. Die sind Öko und Bio und vermutlich aus der Vorhaut des Penis des indonesischen Wasserbüffels (der dann ja wenigstens bis zu seinem Tod eine biologische Unterbringung genießen durfte) hergestellt, aber wenn man auf alles allergisch ist, nimmt man das in Kauf.

Goldlöckchen verhält sich nach wie vor völlig unauffällig und so mache ich mich ans Werk. Denn mit mir zusammen in der Wohnung kann die Katze nicht leben. Das ist völlig ausgeschlossen. Auf den Balkon kann sie auch nicht, denn dass es sich bei dieser Katze um einen »Stubentiger« handelt, wie mir von der gesamten Trauergesellschaft eindringlich mitgeteilt wurde, macht eine Haltung an der frischen Luft unmöglich. Außerdem wäre ein Absturz aus dem fünften Stock vermutlich tödlich, also habe ich beschlossen, dass sie und der Nerd sich ein Zimmer teilen werden.

Der Nerd ist nicht allergisch und da er all seine Utensilien, wie zum Beispiel sieben Computer und neun Bildschirme, in meinem ehemaligen Gästezimmer untergebracht hat, wird Goldlöckchen ihm ab sofort dort Gesellschaft leisten. Der Raum befindet sich direkt neben der Eingangstür und ist somit auch weit genug entfernt von allen anderen Räumen, die ich fein säuberlich regelmäßig durchdesinfiziere und somit antiallergen halte.

Erst einmal stelle ich alles Zerbrechliche ganz nach oben auf die Schränke und wickle die abertausende Kabel mit Klebeband zusammen. So aus Sicherheitsgründen. Vielleicht sind Katzen ja wie kleine Kinder und man muss alles außer Reichweite bringen, was potenziell für sie gefährlich ist oder kaputt gehen kann. Nicht, dass ich Erfahrung mit Kindern hätte, aber meine Freundin Katja hat zwei davon und seitdem hängt sogar die Klopapierrolle an einem Haken weit über der Toilette. Der Gedanke daran lässt mich innehalten. Wo machen Katzen denn üblicherweise ihr Geschäft?

Oh Graus! Wenn sie nicht rausgeht ... wird sie das wohl IN meiner Wohnung erledigen wollen. Puh ... zum Glück betrachte ich mein ehemaliges Gästezimmer, seitdem Kevin dort eingezogen ist, mehr als vorgelagerte Außenstation meiner Wohnung, das macht den Gedanken etwas erträglicher. Aber nun gibt es einige Fragen, die ich zügig klären muss. Ich fahre schnell einen der Computer hoch und befrage Frau Google, was man zur vernünftigen Betreuung von Katzen benötigt.

Ein Katzenklo, werde ich informiert. Und Futter, gut, da hätte ich jetzt selber draufkommen können. Des Weiteren Wasser, eine Impfung (das Tier hat einen Impfpass und alles intus, was es gibt, ihr Glück) und Spielzeug. Und einen Kratzbaum, damit sie ihre scharfen Krallen nicht in meiner Tapete versenkt.

Ich notiere alles auf einem Zettel und trage dann Goldlöckchen ins Wohnzimmer. Kevin hat sein Gespräch beendet und sitzt mit einem breiten Grinsen auf der Couch. Er sieht sehr glücklich aus. Vermutlich hat er gerade mal wieder bewiesen, was für ein hervorragender Nerd er ist. Diese Tatsache löst diesen Gesichtsausdruck häufiger aus. Muss eine sehr starke frühkindliche Prägung sein: Ätsch, ich wusste was besser!

Leider neigt er auch im wahren Leben, also mit mir, zu solchen Wandlungen, was das Zusammenleben hin und wieder schwierig gestaltet. Kevin ist nämlich ein Klugscheißer. Das muss irgendwie eine genetische Entartung in der Nerd-Gattung sein. Na, zumindest ist es anstrengend. Letzte Woche hat er zum Beispiel die ihm unbekannte Zucchini in meinem Auflauf eindeutig als Gurke identifiziert und ließ sich auch nach eingehender Bildstudie bei Frau Google nicht vom Gegenteil überzeugen.

Kaum habe ich das Tier auf dem allergikerfreundlichen Laminatboden abgestellt, kribbelt es wieder in meiner Nase. Drei Mal niese ich, dann fangen meine Augen an zu tränen. Definitiv

bin ich auch gegen Katzen allergisch. Verdammter Mist, und jetzt lebe ich auch noch mit solch einem allergenen Subjekt zusammen. Was ein Glück für alle Beteiligten, dass ich über die/das/den Außenstelle/Gästezimmer/Nerd-Aufenthaltsraum verfüge.

»Das ist ja echt eine Katze«, murmelt Kevin und das glückselige Lächeln verschwindet schlagartig.

»Ach«, gebe ich missmutig unter dem Strom der Tränen von mir.

»Die bringst du ja hoffentlich ins Tierheim?« Fast erschrocken sieht er mich an und ich wische mir die Tränen am Ärmel meines Pullovers ab. Was nicht so gut ist, denn wenn ich auf die Fasern des Pullovers allergisch reagieren sollte, wird es jetzt noch schlimmer. Wobei ich nur noch Kleidung aus ökologischer Baumwolle trage. Unbehandelt und ungefärbt, eigentlich kann man da nicht allergisch reagieren. Aber das haben mir schon so viele Ärzte gesagt, dass ich es schlicht nicht mehr glaube. Sie finden nämlich die Allergieauslöser nicht. Schlimme Sache, das Ganze.

»Hier kann die nicht bleiben«, murrte Kevin und ich bin schlagartig wieder beim Thema. Katze, Tierheim. Also bitte!

Bevor ich wirklich darüber nachdenken kann, sage ich: »Bist du bescheuert? Die Katze ist von meiner Großtante und bleibt erst mal hier, bis wir eine andere Lösung gefunden haben!«

»Obwohl du allergisch bist?« Zweifelnd blickt Kevin mich an, aber ganz entfernt sehe ich, dass sein Interesse bereits am Erlöschen ist. Auch eine Nerd-Eigenschaft. Alles, was nicht mit Strom betrieben wird, kann seine Aufmerksamkeit nur kurzfristig fesseln.

»Sie wird im Arbeitszimmer wohnen. Strikt getrennte Bereiche, dann wird es schon gehen«, sage ich fest und wedele mit meiner Liste. »Ich gehe jetzt einkaufen, für die Katze. Du passt auf sie

auf.« Und bevor Kevin mir sagen kann, was er alles Dringendes erledigen muss, bin ich aus der Tür verschwunden.

Zu Fuß gehe ich in die Stadt und kehre in einem Laden ein, an dem ich schon diverse Male vorbeigelaufen bin. Er heißt »Pfoten-Lounge« und hat mir bis jetzt noch nicht einmal einen müden Seitenblick entlockt. Aber heute stürme ich den Laden, wie sonst nur meine Lieblingsapotheke, wenn Rabattwochen sind (parfümfreie und allergiegetestete Bodylotions für nur 3,99 das Stück! Kosten sonst das Doppelte). Ich statue Goldlöckchen für ihr Gastspiel in meiner Wohnung aus und schleppe den ganzen Kram dann unter Aufbietung aller Kräfte nach Hause.

Kaum angekommen, höre ich wildes Tastaturklappern aus dem Nerd-Zimmer und spähe um die Ecke. Kevin tippt. Das ist normal, das tut er die meiste Zeit seines Lebens. Befremdlich finde ich nur, dass die blaue Transportbox nicht bei ihm ist und ich mache mich auf die Suche. Die Box steht immer noch im Wohnzimmer, nur dass die vergitterte Tür jetzt offen ist.

Was bedeutet, dass die Katze entfleucht ist und sich frei in meiner Wohnung bewegt. Oder besser: frei auf meinem Sofa herumliegt. AUF meinem Sofa. Zum Glück habe ich alle Polstermöbel mit weißem, allergiefreien Stoff abgedeckt. Der ist waschbar. Die Katze liegt einfach dort und hat die kleinen Pfoten unter den Körper gezogen. Unschuldig sieht sie mich an. Für einen Moment schaue ich zurück, dann krame ich hektisch in meiner Handtasche nach den Handschuhen.

»Kevin!«, rufe ich. Keine Reaktion.

»Kevin!« Jetzt kreische ich und es brummt aus dem Arbeitszimmer. »Die Katze ist frei!« Zeitgleich mit Kevins Auftauchen fängt meine Nase wieder an zu kribbeln und ich muss niesen. Fünfmal. Anklagend zeige ich mit den gelben latexfreien Handschuhen auf Goldlöckchen.

»Die Katze gehört in das Arbeitszimmer«, pruste ich und Kevin hebt eine blonde Augenbraue.

»Die kann da doch nicht immer wohnen«, sagt er dann und sieht mich fragend an.

»Doch! Das kann sie«, knurre ich ihn an und gehe vorsichtig auf Goldlöffchen zu. Arglos sieht die Katze zu mir auf und ich schiebe vorsichtig meine behandschuhten Hände unter ihren Körper. Selbst durch das latexfreie Material spüre ich ihre Wärme auf meinen Handflächen und just in diesem Moment fängt sie leise an zu schnurren. Irgendwie verwundert mich diese Reaktion ein klein wenig und ich lasse ab von dem Tier.

Schnurren ist ja nun was sehr Freundliches. Das weiß ich noch aus Kinderbüchern. Ich hocke mich vor die Katze, natürlich mit einem gewissen Sicherheitsabstand, und sehe ihr in die Augen. Sie sind golden wie frischer Apfelsaft, auf den ich auch allergisch bin. Die Katze blinzelt mir zu.

»Du wohnst im Arbeitszimmer«, sage ich leise und Goldlöffchen fängt wieder an zu schnurren. Das Tier scheint eine sehr positive Lebenseinstellung zu haben. Immerhin durchlebt sie gerade eine Phase von großen Veränderungen und trotzdem scheint sie ihre gute Laune nicht verloren zu haben. Sehr löblich finde ich das.

Ich greife ihr erneut unter den Körper, nicht ohne mir jetzt die Ärmel meines Pullovers unter die Stulpen der Handschuhe zu stecken, und hebe sie vorsichtig an. Was nicht so leicht ist, denn um sie sicher tragen zu können, müsste ich sie gegen meine Brust drücken. Das geht aber natürlich nicht und so balanciere ich das Tier zwischen meinen weit ausgestreckten Armen durch den Flur. Bequem kann das nicht sein, aber Goldlöffchen bewegt sich nicht, bis ich sie vorsichtig auf die Fensterbank im Arbeitszimmer setze.

Kevin ist mir gefolgt und begutachtet mein Tun. Hätte ich ihn angewiesen, die Katze zu tragen, hätte er hinterher die Klamotten wechseln und duschen müssen, was wiederum eine ellenlange Diskussion zur Folge gehabt hätte, weswegen ich diesmal den Katzentransport lieber selber übernommen habe.

»Mach die Tür zu!«, befehle ich Kevin energisch und laufe zurück in das Wohnzimmer. Mit tränenden Augen zerze ich den Stoff vom Sofa und renne ins Bad. Dort stopfe ich ihn zusammen mit meinem Pullover, meiner Hose und auch gleich noch den Socken in die Waschmaschine. Dann springe ich unter die Dusche und wasche mir sogar die Haare. Als ich fertig bin mit der Allergenbeseitigung deponiere ich auf dem kleinen Sideboard neben der Tür zum Arbeitszimmer eine Box mit frischen Handschuhen und feuchte Desinfektionstücher. Eine Flasche Desinfektionsspray stelle ich auch noch dazu und dann schlüpfe ich zusammen mit den ganzen Neuerwerbungen ins Arbeitszimmer zurück. Kevin tippt, die Katze liegt und guckt. Hin und wieder wirft sie Kevin bei seinem wilden Getippe einen kurzen Blick zu. Aber Kevin scheint ihre Anwesenheit bereits vergessen zu haben. So wie es aussieht, werden die beiden durchaus in der Lage sein, in harmonischer Koexistenz vor sich hinzuleben.

Bleibt nur noch meine Allergie, denn kaum bin ich wieder im Raum, läuft meine Nase wie der Niagara zur Regenzeit. Ich werde eine Kleinanzeige in den Stadtnachrichten aufgeben und vielleicht noch einen Zettel ans Schwarze Brett vom Supermarkt hängen. Und in meiner Firma schicke ich morgen mal eine Rundmail raus. Irgendwer wird sich dieses potenziellen Allergieauslösers mit Namen Katze doch annehmen. Schließlich gibt es mehr Katzen-Möger als Katzen-Nichtmöger. Zumindest glaube ich das.

Aber immerhin scheint GoldlÖckchen sehr verträglich zu sein, was mich recht positiv den kommenden Wochen entgegensehen lässt. Wenn auch mit triefender Nase und roten Augen.

Durchaus interessiert verfolgt GoldlÖckchen meine Absichten, den Kratzbaum aufzubauen. Was sich als nicht ganz so leicht herausstellt. Kurz bevor ich aufgabe (Kevin tippt derweil immer noch ungerührt vor sich hin, der würde auch ein Erdbeben so lange nicht bemerken, bis der Strom ausfällt), springt GoldlÖckchen von ihrem Beobachtungsposten und gesellt sich zu mir. Ich schiebe sie energisch auf einen Sicherheitsabstand von ungefähr einem Meter und widme mich dann wieder dem Kratzbaum, dessen Aufbau augenscheinlich nur nach einem absolvierten Bauingenieur-Studium möglich ist.

Aber irgendwann habe ich es geschafft und die Katze springt mit einem eleganten Satz auf das hässliche Ding. Dann wetzt sie ihre Krallen und ich bin kurzfristig verzückt, dass sie offensichtlich weiß, wozu das Ding gut ist. Was schon eine erstaunliche Leistung ist, denn wäre mir dieses Kratzding irgendwo in freier Wildbahn - ohne erklärendes Etikett dran oder Katze drauf - begegnet, hätte ich vermutlich erst mal Frau Google um Rat fragen müssen. GoldlÖckchen hat diese Zuordnungs-Problematik nicht. Sie bekratzt ihn schon jetzt von allen Seiten und mit inniger Hingabe.

Als Nächstes ist das Katzenklo dran. Ich stecke die Teile ineinander und setze den gewölbten Deckel drauf. Ein Katzenklo mit Dach scheint mir eine wirklich gute Erfindung zu sein. Das eignet sich auch für Katzen, die nicht können, wenn sie beobachtet werden und ich persönlich habe auch kein gesteigertes Interesse einer Katze beim Ka..., nach Sie wissen schon, zuzugucken.

Und wieder weiß Goldlöffchen, wo der Frosch die Locken hängen hat. Ich kann mich gerade noch in Sicherheit bringen, da stürmt sie in das hellrosa Teil (neutrales Blau war aus) und tut, was immer Katzen in dem Ding so tun.

Ganz klar ersichtlich musste das arme Tier sehr dringend und ich bin ihr ausgesprochen dankbar, dass sie ihre Notdurft so gut unter Kontrolle hatte und mein Sofa verschont hat.

Zufrieden mit meinem Werk begeben ich mich, nach einer weiteren Duschrunde, an den Küchentisch und verfasse eine aussagekräftige Kleinanzeige, um für das stubenreine und umgängliche Goldlöffchen ein neues Zuhause zu finden.

* * *

Meine Allergie verhält sich seit Goldlöffchens Einzug in mein Leben wie immer. Unkalkulierbar und hinterhältig, aber nicht stärker als sonst auch. Das kann nur bedeuten, dass die Anwesenheit einer Katze meinem Immunsystem bisher weitestgehend entgangen ist oder es auf die ihr anhaftenden Allergene nun auch nicht weiter ankommt.

Und wie erwartet funktioniert das Zusammenleben von Goldlöffchen und dem Nerd hervorragend. Ich denke, die Katze hält Kevin für ein Möbelstück, welches sich hin und wieder bewegt und Kevin hat die Katze einfach aus seiner Wahrnehmung getilgt. Übrigens das gleiche Schicksal, das auch mir, kurz nachdem wir zusammengezogen sind, zuteilgeworden ist. Aber das ist ein anderes Thema, über das ich nicht so gerne nachdenke. Ich bin nämlich ziemlich feige und konfliktscheu und wenn es etwas nicht gibt mit Kevin, ist es Streit. Wir leben zwar in einer ziemlich drögen Beziehung, aber wenigstens ist sie friedlich.

Das Projekt »Gebt der Katze ein schönes Zuhause« ist mittlerweile schon ganz gut angelaufen. Drei Bewerber waren bisher hier und haben sich vorgestellt. Leider waren sie allesamt völlig ungeeignet, um die Katze bei sich zu beherbergen. Eine Bewerberin war über 70. Das ist natürlich ausgeschlossen, schließlich ist Goldlöffchen gerade mal drei Jahre alt und hat noch mindestens zehn Jahre vor sich. Da waren die Lebenserwartungen von Frauchen und Katze einfach nicht kompatibel.

Die nächsten Bewerber hatten vier Kinder und Goldlöffchen verkroch sich bei dem Antrittsbesuch dieser Großsippe ängstlich in ihrem Katzenklo, wo sie unbeirrt ausharrte, bis die vielen Menschen die Wohnung endlich wieder verließen.

Und die dritte Bewerberin war einfach zu jung. Eine Studentin, die neu in der Stadt war und sich einsam fühlte. Was ja durchaus ein Grund sein kann, sich eine Katze zuzulegen, aber wer weiß, welche wilden Partys da ins Haus stehen, wenn die sich erst mal in der Stadt eingelebt hat und es vorbei ist mit der Einsamkeit. Und das zart besaitete Goldlöffchen inmitten von wummernden Beats und besoffenen Studenten konnte ich mir nur mit Grausen vorstellen.

Deswegen wohnt die Katze jetzt schon seit drei Monaten im Arbeitszimmer und fühlt sich offensichtlich ganz wohl dabei. Jeden Tag nach der Arbeit gehe ich zu ihr und starte das Katzen-Animations-Programm. Ich habe ihr eine quietschende Maus (aus Stoff), einen Ball und eine kleine Angel mit einer Feder dran gekauft und die Katze amüsiert sich prächtig mit dem ganzen Gedöns. Ich übrigens auch.

Ich hatte mir das Zusammenleben mit einem Tier nicht so angenehm vorgestellt. Mittlerweile habe ich auch kein Problem mehr, die Katzentoilette zu säubern. Ich habe mir einfach ein

100er Pack Einmal-Anzüge aus dem Baumarkt gekauft und trage dazu noch eine Gesichtsmaske, während ich die kleinen weißen Kügelchen mit Goldlöckchens Ausscheidungen in die große Tonne hinter dem Haus kippe. Dieser Aufzug irritiert zwar die Nachbarn und die Tochter von Frau Erdgar aus dem zweiten Stock ist das letzte Mal kreischend vor mir weggelaufen, aber meine Allergie halte ich so perfekt in Schach.

Anstrengend ist nur der regelmäßig ertönende, leicht panische Hilferuf des Nerds: »Die Katze kackt!« Erstaunlicherweise bekommt er diesen Vorgang jedes Mal mit (er bekommt ja sonst nicht so viel mit, deswegen wundert mich das schon) und setzt mich umgehend darüber in Kenntnis, auf dass ich das Ergebnis dieses natürlichen Vorganges umgehend beseitige.

Einmal wöchentlich ruft Erna Herzel an. Sie war die beste Freundin meiner Großtante und erkundigt sich jeden Sonntag sorgenvoll nach Goldlöckchens Ergehen. Zweimal hat sie uns auch schon besucht und mir jedes Mal zugeraunt, dass ich die Katze doch endlich aus ihrer Isolationshaft entlassen soll. Sie glaubt allen Ernstes, ich könnte die Katze durch die Wohnung laufen lassen. Jedes Mal erkläre ich ihr, dass das aufgrund meiner Allergie nicht geht. Auch die Tatsache, dass ich die Katze nur mit meinen Handschuhen streichle, fand sie befremdlich. Aber sie muss ja auch nicht mit dieser Allergie leben.

Gestern war ich dann auch mal wieder beim Arzt. Bei meinem Allergologen des Vertrauens. Er pikste mir am Unterarm herum und hat literweise Blut entnommen. Der Mann hat einen ausgeprägten Forschertrieb und es sich offensichtlich zur Lebensaufgabe gemacht, meiner Allergie auf die Schliche zu kommen, insbesondere, weil sie in den letzten Jahren so schlimm geworden ist.

Bisher ist er allerdings noch von holder Ahnungslosigkeit. Ich habe massive und immer stärker werdende allergische Reaktionen, nur worauf ist völlig unklar. Ich habe mir mehrmals neue Möbel zugelegt, was mein Konto bis heute schwer belastet und den Nerd traumatisiert hat. Leider keine Veränderung. Aber was wirklich sonderbar ist, sind die Orte, an denen ich nicht allergisch bin: mein Auto, mein Arbeitsplatz bei der Versicherung und mein Lieblingscafé, welches Kevin meidet wie die Pest, weil laut seiner Aussage da nur intellektuelle Idioten herumhängen.

Alles in allem ist das ausgesprochen merkwürdig und nervt mich kolossal. Aber laut meinem Allergologen soll ich die Hoffnung nicht aufgeben. Er meint, ganz oft findet sich die Lösung durch einen lustigen Zufall und seitdem warte ich auf eben dieses erfreuliche Ereignis. Aber vielleicht hat mein Allergologe auch nur zu oft Indiana Jones geguckt ...

* * *

Die Wochen vergingen wie im Flug und mit Goldlöckchen vollzog sich, fern von meiner Wahrnehmung, eine Metamorphose. Sie schien sich von einer zurückhaltenden Katze zu einem kleinen, behaarten Terroristen entwickelt zu haben. Zumindest behauptete Kevin das. Ich hingegen finde, dass Goldlöckchen einfach nur ihre anfängliche Schüchternheit abgelegt hat und nun zur Höchstform aufläuft. Jeden Tag wartet sie schon sehnsüchtig hinter der Tür zum Arbeitszimmer auf meine Rückkehr und mein »Katzen-Animations-Programm«, welches jedem Robinson-Club Konkurrenz machen könnte. Aber laut Kevin lungert sie die restliche Zeit, also wenn ich nicht da bin und wir versonnen spielen, auf seinem Schreibtisch herum und beschimpft ihn. Das klingt schon etwas schräg und wird auch durch die Tatsache nicht besser, dass er mir jeden Tag die

gleiche Leier präsentiert. Die Katze sei böse, stellt er täglich aufs Neue fest und ich fange langsam an, an seinem Geisteszustand (der ja aufgrund seiner Nerd-Eigenschaften sowieso schon als kritisch zu betrachten ist) zu zweifeln.

Allerdings habe ich mich, nach zwei Wochen penetrantem Gemeckere, doch mal auf die Lauer gelegt und dabei eine ganz erstaunliche Entdeckung gemacht: Goldlöckchen scheint unter einer gespaltenen Persönlichkeit zu leiden. Denn nachdem ich das ganze Schauspiel tatsächlich einmal live und in Farbe mitbekommen hatte (ich habe durch das Schlüsselloch gespickt), musste ich Kevin ausnahmsweise einmal recht geben. In Goldlöckchen schlummert offenbar ein renitenter Charakterzug, den sie mir persönlich bisher vorenthalten hat.

Was ich da nämlich durch das Schlüsselloch betrachten konnte, war durchaus erschreckend. Goldlöckchen hockte sehr penetrant und breit zwischen den zwei Bildschirmen auf dem Tisch und erging sich in Monologen, die tatsächlich entfernt an wüste Beschimpfungen erinnerten. Also die schwarze Katze schimpfte und zeterte mit Kevin und sobald er es wagte, das Wort an sie zu richten, schlug sie wütend mit der Pfote nach ihm.

Von der ehemals friedlichen Koexistenz in meinem Gästezimmer ist nicht mehr viel übrig geblieben, würde ich angesichts dieser Bilder sagen. Offensichtlich haben bürgerkriegsähnliche Zustände das ehemals harmonische Nebeneinanderherleben abgelöst. Und Kevin ist wütend auf mich, weil ich ihm so lange nicht geglaubt habe. Aber wie sollte ich auch? Sobald ich auf der Bildfläche erscheine, verwandelt sich Goldlöckchen in ein sympathisches, verschmustes Kätzchen.

»Das Vieh muss ins Tierheim. Es gibt keinen anderen Ort. Jeder, der sie mitnimmt, bringt sie wieder zurück. Das ist unerträglich«, greint er mittlerweile fast stündlich und ich

bringe ihn jedes Mal mit einem bösen Blick zum Schweigen. Aber ja, er hat recht und so geht es nicht weiter. Es kann nicht sein, dass Goldlöckchen sich alleine mit Kevin zu Hause (da gab es doch schon einmal Verwicklungen?) in einen behaarten Tyrannen verwandelt. Denn langsam mache ich mir Sorgen, dass er sie eines Tages einfach in sein Auto packt und an der nächsten Tankstelle in einem Pappkarton aussetzt. Davon abhalten tut ihn vermutlich bisher nur die Tatsache, dass Goldlöckchen keinerlei Fluchtmöglichkeiten aus unserer Wohnung hat und ich ihr Verschwinden immer ursächlich mit ihm in Verbindung bringen würde.

Ein paar Mal habe ich ihn allerdings schon dabei erwischt, wie er die Katze im Bad eingesperrt hat. Unglaublich, aber wahr! In mein mikrobiologisch reines Badezimmer. Eine unvorstellbare Tat, zumal Goldlöckchen sich in dem weiß gefliesten Raum sichtlich unwohl fühlt. Einmal hat sie sogar in die Badewanne gekackt. Ob als Tat des Protestes oder aus Mangel an anderen Orten zur Erleichterung konnte nicht abschließend geklärt werden, aber sie war völlig unschuldig. Schließlich befand sich ihre Toilette zu diesem Zeitpunkt immer noch im Arbeitszimmer. Und wer muss, hat recht.

Zur Rede gestellt, giftete Kevin mich nur an, dass er es mit diesem Tier nicht mehr länger aushält. Und dann haben wir uns gestritten, dass die Wände gewackelt haben. Das war unser erster richtig böser Streit. So böse, dass Goldlöckchen sich verschreckt auf ihrem Katzenklo versteckt hat, während ich gebrüllt habe, dass mir das Zäpfchen gegen die Schneidezähne schlug. So habe ich noch nie in meinem Leben gebrüllt. War durchaus eine interessante Erfahrung.

Aber seitdem ist die Stimmung zu Hause völlig im Arsch und als ich heute, ziemlich müde und erschöpft nach einer sehr

anstrengenden Arbeitswoche, die Wohnungstür aufschließe, stolpere ich über sieben gestapelte Umzugskartons. Konsterniert bleibe ich erst mal mitten in diesem Chaos stehen und mein Hirn beginnt müde Vermutungen anzustellen, was dies bedeuten könnte.

Es ist etwas langsam heute, schließlich ist Freitag, aber es kommt doch auf drei Optionen:

1. Kevin könnte endlich seine alten Computerzeitungen ausgemistet haben. Es dürften so an die fünf Millionen sein und sieben Umzugskartons wären fast schon knapp bemessen ... aber es könnte sein.
2. Kevin möchte einen Großteil seines ungenutzten Computer-Equipments einem wohltätigen Zweck spenden.
3. Kevin zieht aus.

Bei Nummer drei angekommen, spüre ich eine seltsame Erleichterung in mir aufkeimen. Was eine sehr verwirrende Emotion ist, angesichts der Tatsache, offensichtlich gerade verlassen zu werden.

Wobei ich natürlich zu diesem Zeitpunkt auch noch auf dem holprigen Weg einer Indizien-Kette wandle. Was ich brauche, sind Beweise und so öffne ich vorsichtig den ersten Karton.

Auf den ersten Blick sehe ich Computer-Fachliteratur, alte Nikes, einen Tennisschläger, dreckige Socken und achtlos auf diesem Chaos drapiert Kevins Star-Wars-Kaffeebecher. Dieser Kaffeebecher ist das keramische Äquivalent einer Schmusedecke und ohne diesen Becher würde er niemals das Haus länger als acht Stunden verlassen. Selbst zu seinen seltenen Computer-Schulungen nimmt er dieses Ding mit und ich habe bereits in der

Vergangenheit vermutet, dass mein Freund vielleicht einen Kaffeebecher-Fetisch hat.

Wie auch immer, mit Hilfe dieses Objektes stricke ich langsam die Kette eines hieb- und stichfesten Beweises: Wenn dieser für sein Seelenheil so lebensnotwendige Becher sich in diesem Umzugskarton befindet, scheint Kevin tatsächlich einen Auszug zu planen. Einen Auszug aus meinem Leben.

Erstaunlich beschwingt streife ich mir die Schuhe von den Füßen und packe zu den Büchern, den alten Nikes, den dreckigen Socken und dem Kaffeebecher auch noch schnell und unbemerkt den Stapel zerfledderter Computerzeitschriften, der seit Wochen in meinem Flur auf seine Entsorgung wartet.

Dann rufe ich halblaut: »Kevin?«

Eine Sekunde später steht er vor mir. Das gab es auch noch nie. Ich rufe, er kommt. Nein, hier ist was im Busche. Definitiv. Das Kinn trotzig vorgeschoben, die Arme vor der Brust verschränkt, steht er kampfbereit vor mir. Fast hätte ich ihm zu seinem Entschluss mich zu verlassen gratuliert, kann mir aber im letzten Moment auf die Zunge beißen. Das wäre vermutlich unpassend.

»Ich ziehe aus!«, sagt er fest und verzieht grimmig den Mund. Abwartend starrt er mich an.

Okay, ganz augenscheinlich erwartet er eine Form der Entrüstung meinerseits. Leider kann ich gerade, außer dieser suspekten und situationsunangemessenen Erleichterung, kein Gefühl in mir orten, deswegen schweige ich vorsorglich und gucke nur.

»Du hast dich in den vergangenen Wochen einmal zu viel für die Katze entschieden«, sagt er düster und ich unterbreche den Ansatz eines eifrigen Nickens meinerseits. Wo er recht hat, hat er recht.

»Jetzt reicht es. Ich gehe! Und ich komme nicht wieder!«

Entrüstet atmet er schwer aus.

Jetzt ist es aber wirklich mal an der Zeit, eine Reaktion zu produzieren, ermahne ich mich selber. Irgendetwas Passendes wie Traurigkeit oder einen hysterischen Weinkrampf. Das wäre nach der einseitigen Beendigung einer Beziehung doch was Feines. Aber es passiert nichts. Im Gegenteil, ich kann es kaum erwarten, dass er sich endlich seine Umzugskartons unter den Arm klemmt und geht.

Das alles verwundert mich doch sehr. Immerhin waren wir fast fünf Jahre zusammen. Offensichtlich war mir bisher entgangen, dass ich Kevin eigentlich gar nicht mag. Oh Schreck!

Überdeutlich schießen mir Situationen aus der Vergangenheit ins Bewusstsein, in denen ich mir gewünscht hätte, er würde ausziehen.

Nun, dank Goldlöffchen ist es vollbracht.

»Ja«, setze ich an, um zu dieser doch sehr elementaren Kommunikation zum Beziehungsende auch mal etwas beizutragen.

»Ja«, wiederhole ich mich und entdecke im selben Augenblick die Katze, die plötzlich in der geöffneten Tür des Gästezimmers erscheint.

Interessiert beobachtet Goldlöffchen uns und dann zwinkert sie mir mit einem Auge zu. Zumindest sieht es für einen Moment tatsächlich so aus, was meine allgemeine Verwirrung noch mal steigert.

»Ich denke, das ist durchaus sinnvoll«, murmele ich deswegen, durch Goldlöffchens seltsame Mimik völlig abgelenkt.

»Hä?«, faucht Kevin mich an und ich bemühe mich, das Ganze noch mal zu präzisieren.

»Ich denke, dass es gut ist, dass du ausziehst. Das geht so nicht, mit dir und mir ... und der Katze.«

Kevin schnaubt einmal auf, knurrt ein paar sehr unschmeichelhafte Worte, die er sowohl auf die Katze als auch auf mich bezogen haben könnte und drückt mir dann kommentarlos den Schlüssel in die Hand.

Irgendein Nerd-Kumpel kommt keine zehn Minuten später und gemeinsam entsorgen sie die Kartons aus meinem Flur. Sieben Kartons für fünf Jahre sind schon eher spärlich, ich stelle aber bei einem Rundgang durch die Wohnung fest, dass eigentlich auch alles, was hier rumsteht, mir gehört. Wir haben zwar fünf Jahre zusammengelebt, aber es war wohl eher ein Untermieter-Verhältnis, welches uns zwei verbunden hat.

Im Schlafzimmer beende ich meinen Rundgang und setze mich auf das Bett. Ich habe es gestern frisch bezogen und das grelle Pink der Bettdecke kribbelt auf meiner empfindlichen Bindehaut. Ein Geschenk seiner Mutter. Sie muss auch irgendeine Form von Nerd sein, wenn es mir auch nicht vergönnt war, herauszufinden, womit sie ihre Umwelt so drangsaliert. Dafür war die räumliche Distanz zwischen Nord- und Süddeutschland zum Glück ausreichend groß. Aber, und das musste ich ihr zugutehalten, als ich diese optische Scheußlichkeit zum letzten Weihnachtsfest geschenkt bekommen habe, es ist allergikerfreundliche Bettwäsche, und nur deswegen habe ich sie behalten.

In der ersten Kevin-freien Nacht schlafe ich ganz gut. Meine Allergie hält sich erstaunlicherweise in Grenzen. Dafür ist mein Erstaunen grenzenlos, als ich am nächsten Morgen aufwache und das schnurrende Goldlöckchen neben mir liegt.

Im ersten Moment bin ich leicht panisch, schließlich ist eine Katze auf dem Kopfkissen direkt neben meinem Gesicht eine Initialzündung für einen Allergieanfall, der seinesgleichen sucht ... aber erstaunlicherweise geht es mir gut. Weder tränen meinen

Augen noch kribbelt meine Nase. Auch die dicken Pusteln, die sich manchmal über meine Arme ausbreiten, bleiben aus.

Und das, was mir eigentlich genau in diesem Moment auffallen sollte, braucht doch tatsächlich bis zum ersten Kaffee. Danach aber sitze ich für ungefähr zehn Minuten regungslos am Küchentisch.

Goldlöffchen streift derweil um meine Beine. Es ist unser erstes gemeinsames Frühstück nach fast neun Monaten und wäre ich von meinen Gedankengängen nicht so abgelenkt, würde ich es genau wie sie sehr genießen.

So aber rechnet mein Kopf nach. Er kalkuliert genau und kommt dann, nach ungefähr weiteren zehn Minuten, zu einer interessanten Schlussfolgerung. Daraufhin nutze ich den Samstag, um wie ein Derwisch die gesamte Wohnung zu putzen. Und nicht nur ein wenig Staubwischen, nein, ich wienere die 70 qm porentief rein und stecke jeden Stoff, der es mit sich machen lässt, in die Waschmaschine. Den Rest entsorge ich, einschließlich der pinkfarbenen Bettwäsche, die ja sowieso niemals in mein Farbkonzept gepasst hat.

Meine Allergie lotst mich dabei wie eine Navigation durch jedes Zimmer. Da, wo die Augen tränen und die Nase kribbelt, muss alles entweder tiefengründlich gereinigt werden oder es kommt in den Müll. Ein fantastisches Konzept, wie ich finde.

Gegen 22 Uhr bin ich fertig. Mit der Wohnung und muskulär. Ich kriechen glücklich in mein Bett, während Goldlöffchen sich zufrieden schnurrend auf dem Kopfkissen neben mir zusammenrollt.

Letztendlich ist eine Allergie eine überschießende Abwehrreaktion des Immunsystems auf bestimmte und normalerweise harmlose Umweltstoffe. So haben es mir mein Allergologe und Frau Google erklärt. Aber offensichtlich hat der normalerweise vermutlich harmlose Umweltstoff mit Namen Kevin in meinem

Immunsystem ein wahres Feuerwerk an fehlgeleiteten Immunantworten produziert. Weil ich schlicht fünf Jahre mit einem hochallergenen Subjekt zusammengelebt habe, ohne es zu merken. Glücklicherweise schließe ich Goldlöckchen in meine Arme und schlafe ein.

Über den Dächern von Paris

Mein Name ist Paul. Das spricht sich Pool, mit einem sanften Seufzer in der Mitte.

Ich lebe *auf* den Dächern von Paris. Das ist sehr wichtig, denn das Leben nahe dem Erdboden ist für Katzen leider extrem gefährlich.

Todesursache Nummer eins: Autos. Die Pariser sind hektische Menschen und dazu noch recht hemmungslos im Umgang mit ihren Autos. Während sie bei umgefahrenen Menschen durchaus ihre Hektik kurz unterbrechen, um nachzusehen, ob der Umgefarene eine gültige Krankenversicherung hat oder es sich überhaupt noch lohnt, die Ambulanz zu holen, ignorieren sie das kurze Knallen im Radkasten, wenn es unsereins erwischt, hartnäckig.

Dann kann man noch, vorausgesetzt man ist so nachlässig, sich auf dem Pariser Pflaster zu bewegen, ertrinken (zum Beispiel in der Seine, sehr beliebt, einige von uns glauben, es gäbe in dieser Brühe Fische), von bösen Pariser Tölen gefressen werden oder man verhungert, wenn man nicht schon vorher einer der immer wieder grassierenden Katzenseuchen erlegen ist. Nein, für eine Katze ist das Leben in Paris definitiv kein Ponyhof.

Deshalb lebe ich hier oben, auf den Dächern der alten Stadthäuser. Meinem ganz persönlichen Refugium, bestehend aus Blech, Schindeln, Schornsteinen, Dachgauben und Terrassen.

Keine Autos, keine Hunde, keine reißenden Flüsse.

Natürlich muss man hier oben das Jagen nach Tauben und anderem Fluggetier trainieren. Das ist durchaus kniffliger, als eine läppische Maus zu erlegen. Und erst ein Meister seines Fachs (der ich natürlich bin) kann sich dann problemlos zwanzig Meter

über der Pariser Katzenhöhle seinen Lebensunterhalt erjagen. So viel Aufwand ist aber die meiste Zeit überhaupt gar nicht nötig. Denn es gibt noch einen anderen Grund, warum es sich hier oben so exzellent lebt: Ich bin ein Schmarotzer.

Und diese Tatsache ist absolut ortsgebunden. Dem liegt ein ganz einfaches Prinzip zugrunde: In Paris leben alle, denen es wirklich gut geht, oben. Ich bin da überhaupt keine Ausnahme.

Alle, die unten leben, sehen in mir nur eine lästige Straßekatze. Deswegen halte ich meine Besuche auf dem Boden so kurz wie möglich. Aber diejenigen mit den Dachterrassen ganz weit oben freuen sich über meine Anwesenheit. Was wiederum daran liegt, dass niemand eine Katze in so luftiger Höhe erwartet. Gleich zwei Gründe, warum ich nur noch zum Spaß hin und wieder ein paar Tauben erlege. Die Menschen sind da oben so erfreut über meinen Anblick, dass sie augenblicklich damit beginnen, mir ihren Kühlschranks-Inhalt zu Pfoten zu legen. Und da Menschen, die Dachterrassen so groß wie Fußballfelder ihr Eigen nennen, auch große Kühlschränke besitzen, ist das meist recht üppig.

»Mon Dieu, eine Katze! Schau!«

»Das ist ja unglaublich, wie kommt denn die Katze hier rauf?«

»Oh, du hübsche kleine Miezekatze!«

Das sind so die üblichen Ausrufe, wenn ich mich in Pose stelle und den Menschen meine Schokoladenseite (links, rechts habe ich eine Narbe) präsentiere.

Und werde ich auf dem stinkenden Pflaster gerne als »Mistvieh« oder »Verpiss dich!« titulierte, gibt man mir in luftiger Höhe weit interessantere und nettere Kosenamen. Allerdings meistens weibliche. Warum glauben Menschen nur, alles was über ein glänzendes Fell, goldene Augen und die Fähigkeit des hypnotischen Schnurrens verfügt, müsse gleichzeitig weiblich sein? Das ist eine seltsame Verknüpfung im menschlichen Hirn, die

ich noch nicht ergründen konnte. Denn wie mein wirklicher Name schon impliziert: Ich habe Eier.

Und mein Schnurren klingt auch männlich. Tief und rollend. Ich bewege mich auch nicht wie eine kleine Kuschel-Katze. Schließlich bin ich der Held der Dächer und überquere täglich in allerhöchster Eleganz schmale Dachfirste in zwanzig Meter Höhe.

Bis letzte Woche hieß ich mal wieder »Minette« (sehr beliebter Kosenname), weil Catherine aus der Rue de Verneuil meine Eier schlicht übersehen hat. Oder sie nicht wusste, was die kleinen Dinger zwischen meinen Hinterbeinen sein sollten. Aber, und das muss man Catherine trotz ihrer Ignoranz meinem Geschlecht gegenüber zugutehalten: Sie brachte mir regelmäßig vom Markt frische Leber mit.

Das war wirklich nett. Aber nach vier Wochen frischer Leber musste ich leider weiterziehen. Denn ein eintöniger Speiseplan ist der Anfang jedes gesundheitlichen Übels. Zumal die Leber ja ein Entgiftungsorgan ist und ich möchte gar nicht wissen, was für Dreck ich da im Laufe der vier Wochen zu mir genommen habe. Leider war Catherine nicht nur meinen Eiern gegenüber ignorant, sondern auch meinen deutlichen Hinweisen, mir doch jetzt bitte mal frischen Fisch oder ein bisschen frischen Schinken zugutekommen zu lassen.

Also musste ich Catherine mit ihrem hübschen Balkon, ihrer Leber und ihrer Ignoranz zurücklassen und meiner Wege ziehen.

Ein paar Tage begab ich mich auf das Dach des Musée d'Orsay, um ein kleines Trainingslager in der Taubenjagd zu absolvieren. Vier Wochen nur Leber, da musste selbst ich zusehen, in kurzer Zeit wieder in Topform zu kommen. Aber nach dreiundzwanzig toten Tauben, zwei Krähen und einer Elster fühlte ich mich gestählt genug weiterzuziehen.

Ich umrundete den Fluss weitläufig und besuchte ein paar Dächer, die ich noch nicht kannte. Ich wollte mich gerade schon wieder in heimische Gefilde aufmachen, und ja, ich gebe zu, ich habe auch mit dem Gedanken gespielt, Catherine und die Leber noch einmal aufzusuchen, als ich etwas ganz Neues entdeckte.

Eingebettet zwischen zwei alten Stadthäusern lag eine Dachterrasse. Nicht nur irgendeine Dachterrasse. Diese hier lag wirklich ganz oben.

Aber das war nicht das Entscheidende, was mich letztendlich dazu bewegte, mich genau auf dieser Terrasse ein wenig niederzulassen. Dieser Ort hatte einfach so unendlich viel Stil, dass ich für einen Moment wie benommen war. Sie müssen wissen, ich liebe Stil. Der Boden war ausgelegt mit teuersten Holzdielen und über die gesamte Breite waren strahlend weiße Sonnensegel gespannt. Das Mobiliar war elegant und zurückhaltend. Ganz nach meinem Geschmack. Weiß lackierte Metallmöbel mit strahlend roten Sitzkissen. Ein farblicher Kontrast, der seinesgleichen sucht. Und bequem waren diese Kissen auch noch. Deshalb blieb ich ein paar Stunden im Schatten der Sonnensegel liegen und genoss leise schnurrend die sommerliche Wärme und den Stil, der mich umgab. Und dort so wohlig zusammengerollt überkam mich eine ganz neue Erkenntnis: Dies war ein Ort, an dem es sich gut leben ließ. Warum ich mir da so sicher war, kann ich nicht sagen. Nur ein stilvolles Ambiente reichte für diese Erkenntnis nicht.

Dennoch verbrachte ich in den kommenden Wochen sehr viel Zeit auf der Terrasse des feinen Stils. Um ehrlich zu sein, verließ ich diese Terrasse irgendwann nur noch, um mir bei der Brasserie um die Ecke ein feines Mittag bereiten zu lassen oder ein paar Tauben zu jagen.

Etwas verwunderlich war nur die Tatsache, dass ich immer alleine war. Die Wohnung war bewohnt, das konnte ich, der nun

schon so lange mit den Menschen auf den Dächern von Paris lebte, ganz gut beurteilen. Hin und wieder traf ich ein paar Wäschestücke, die achtlos über die Lehne der weißen Metallmöbel zum Trocknen drapiert waren. Und auch der stets frische Blumenstrauß auf dem großen honigfarbenen Esstisch, den ich von der Terrassentür sehen konnte, veränderte sich von Woche zu Woche. Mal Lilien, mal Rosen, mal Sonnenblumen. Nur von den Bewohnern fehlte jede Spur.

Ein paar Tage später lag ich wieder auf einem der roten Sitzkissen im Schatten und genoss leise vor mich hin schnurrend die sommerliche Wärme, als sie endlich in mein Leben trat.

Und das so lautlos, dass ich, als sie mich mit »Oh Katze!« ansprach, vor Schreck fast vom Stuhl gefallen wäre. Zum Glück ebte der bei mir genetisch einprogrammierte Fluchtreflex schnell wieder ab und so blieb ich erst mal abwartend sitzen. Allerdings auf meinen Hinterpfoten, mit erhobenem Oberkörper. Sicher ist sicher.

Die Frau betrachtete mich derweil ebenso interessiert wie ich sie.

Sie hatte langes, schwarz glänzendes Haar. Und ihre Lippen waren rot und sanft geschwungen, die Oberlippe ein klein wenig voller als die Unterlippe. Eine etwas seltsame Kombination, die ich bisher so noch nicht gesehen hatte. Aber durchaus interessant. Ihre Augen waren so grün wie meine eigenen.

Ich fand sie sehr schön. Und sie mich offensichtlich auch.

»Du bist eine hübsche Katze«, sagte sie leise und hob ihre Hand, um mich sanft zu berühren. Und ich ließ es freudig geschehen.

Sie umgab einfach etwas, das glänzt wie ein Heiligenschein. Und sie wirkte so sanft und lieblich. Was sie nicht war, aber das erfuhr ich erst wesentlich später.

Erst mal war sie sanft und lieblich und so reckte ich ihr keck meinen Kopf entgegen, um mich streicheln zu lassen.

Sie kraulte mir zärtlich das Kinn und sah mir dabei so tief in die Augen, bis es mir ganz blümerant wurde. Das Schnurren konnte ich demnach gar nicht mehr verhindern. Es ist in solchen Momenten wie ein menschlicher Rülps. Was raus muss, muss raus und so schnurrte ich hingebungsvoll.

Wir saßen lange beisammen, bis sie meinen Kopf in ihre Hände nahm und mir tief in die Augen sah.

»Schön, dass du da warst«, flüsterte sie mir mit tiefer Stimme zu, dann stand sie abrupt auf, nahm ihr Glas Rotwein und ging zurück in die Wohnung. Die Terrassentür schob sie hinter sich zu und einigermaßen verwirrt blieb ich zurück.

Normalerweise ist es nämlich mein Part, einfach zu gehen, wenn ich jemanden mit der Gunst meiner Anwesenheit ausreichend lange beehrt habe. Dass sie es jetzt wie ich handhabte, irritierte mich doch ausgesprochen. Nachdem ich vor Schreck über diese Entwicklung noch einige Minuten lang einfach weiterschnurrte, erhob ich mich und kletterte vorsichtig auf die schmale Brüstung, die die Gaubenfenster der Wohnung säumt. Vorsichtig, weil der Pfad selbst für mich und meine gute Koordination ziemlich schmal war, aber ich wurde plötzlich getrieben von einer heftigen Neugierde.

Die erste Gaube gewährte mir freien Blick in die Küche. Hier habe ich bereits in der Vergangenheit oft gesessen und die ebenfalls sehr stilvolle Einrichtung im Inneren der Wohnung bewundert. Wie schon gesagt: Ich liebe Stil. Dunkle Holzdielen, strahlend weiße, frei stehende Küchenblöcke und blitzende Edelstahlgeräte. Absolut ästhetisch. Wie die Frau, die jetzt gedankenverloren an einem der Küchenblöcke lehnte.

Sie warf mir ganz unerwartet einen kurzen Seitenblick zu, lächelte und verschwand dann im hinteren Bereich der Wohnung, der leider keine Brüstung mehr vor den Fenstern hatte und dementsprechend unerreichbar für mich war. Ich lächelte zurück. Was natürlich Blödsinn ist, Katzen können nicht lächeln. Aber ich schwöre es Ihnen, wäre ich zu dieser Mimik in der Lage, ich hätte sie benutzt!

In den kommenden Wochen stellte ich fest, dass sie alleine lebte. Dabei würden in ihre Wohnung ganze Horden von Menschen passen. Sie schien diesbezüglich aber ein wenig wie ich zu sein: Sie liebte die Einsamkeit.

Alleine zu leben ist keine verbreitete Lebensform unter den Menschen. Meistens leben sie zu zweit oder sie gründen ein kleines Rudel, dann sind sie gut und gerne auch mal zu viert oder fünft. Wenn sie doch alleine leben, setzen sie alles daran, diesen Zustand schnellstmöglich zu beenden.

Nicht aber Marie. Mittlerweile hatte ich auch ihren Namen in Erfahrung gebracht oder besser: Sie hatte ihn mir verraten. An einem lauen Sommerabend, auf der Terrasse sitzend, während ich den Geschmack von schwarzem Kaviar an leicht gebuttertem Toast kennenlernte.

Sie schien das Alleinsein bewusst gewählt zu haben und auch noch alles daran zu setzen, diesen Zustand aufrechtzuerhalten.

Dabei war sie so schön! Es gab in den Wochen, in denen ich die Terrasse besuchte, einige Anwärter, die versuchten, sich in ihrer wunderbaren Wohnung längerfristig einzunisten.

Ich verstand jeden einzelnen von diesen Anwärtern auf das Beste. Okay, ich muss dabei natürlich zugeben, dass meine Fähigkeiten, die optischen Vorzüge der menschlichen Gattung zu beurteilen, nicht sonderlich ausgeprägt sind. Mein genetisch bedingtes Schönheitsideal liebt Speck auf den Rippen der Katze

und glänzendes Fell. Und schlussendlich ist auch das mir egal. Hauptsache, die Katze ist rollig. Dann gilt es nur: Rauf!

Der Trieb, Sie verstehen?

Ja, Sie verstehen.

Den gibt es bei Ihnen ja auch in sehr ausgeprägter Form, nur dass Sie es nicht auf der Champs-Élysées auf dem Pflaster treiben, wozu ich mich in der Vergangenheit durchaus habe hinreißen lassen. Das war jugendlicher Leichtsinn, aber sehr gut.

Nun, wie dem auch sei, Marie ist nach menschlichen Maßstäben, und ich interessiere mich sehr für menschliche Maßstäbe, sehr schön. Genauso schön wie ihre Wohnung oder ihre Kleider. Außerdem war ich in ihrer Gegenwart immer etwas unruhig. Nervös, um genau zu sein. Vielleicht lag das an Maries seltsamer Art, vielleicht aber auch an ihren wunderbaren roten Kleidern. Die Farbe Rot soll ja anregend wirken und Maries Kleider waren immer rot, immer eng und immer so lang, dass ich bis vor Kurzem dachte, sie hätte keine Füße und würde schweben. Ihr hätte ich das zugetraut. Ihr traute ich eine Menge zu.

Und nachdem ich sie heute Abend dabei beobachtet habe, wie sie den blonden Mann, der die vergangenen zwei Tage in dem für mich leider unerreichbaren Teil der Wohnung gewohnt hatte, mit drohend erhobenem Zeigefinger aus ihrer Wohnung jagte, mischt sich in die Bewunderung, die ich für sie empfinde auch noch ein klein wenig Angst. Als der blonde Mann weg war, er polterte so laut durch das Treppenhaus, dass ich kurzfristig dachte, das Haus stürzt ein, bezog ich wieder meinen Beobachtungsposten vor dem Küchenfenster. Ein schöner Platz, wie ich finde. Und die einzige Möglichkeit, etwas mehr von der Wohnung zu sehen. Marie hat mich nämlich noch nie hereingebeten.

Dafür schien sie sich wieder etwas beruhigt zu haben, ungewöhnlich war nur, dass sie jetzt auf einem der Küchenblöcke

saß. Was sehr wohl als seltsam durchgeht, da Menschen ja üblicherweise auf Stühlen oder Sofas sitzen. Nein, Marie saß an diesem Abend auf der glänzend weißen Arbeitsplatte und war auch noch nackt. Ihr rotes Kleid lag als zerknülltes Etwas auf den Holzdielen herum. Was sich zwar farblich auf dem dunklen Untergrund gut macht, mich aber doch ein wenig verwirrte.

Na, zumindest habe ich noch nie einen nackten Menschen auf einer Küche sitzen sehen. Eine ganze Weile hockte ich noch vor dem Fenster und starrte dieses ungewöhnliche Ensemble, bestehend aus nackter Frau, zerknülltem Kleid und glänzender Küche an, dann meldete sich mein Magen.

Es gab heute Mittag wieder nur Kaviar an leicht gebuttertem Toast und dieses Fischzeug ist zwar rein geschmacklich grandios, aber echt etwas für den hohlen Zahn.

So ließ ich Marie nackt auf ihrer Küche herumsitzen und ging mir erst mal eine dicke, fette Taube vom Nachbarsdach fangen. Die profane Handlung des Jagens und Tötens brachte mich endlich mal wieder auf neue Gedanken und statt zurück zu Maries Dachterrasse zu laufen, beschloss ich, der Familie Cantalloube in der Nähe des Jardin des Tuileries einen Besuch abzustatten.

Die sind nämlich so herrlich normal, dass ich hoffte, auf ihrem Balkon etwas von der Unruhe abschütteln zu können, welche diese so völlig unnormale Marie in mir auslöste.

Als ich über das Dach der Nummer fünf kletterte, konnte ich bereits das hell erleuchtete Wohnzimmer erblicken. Der Weg zu den Cantalloubes ist ziemlich einfach geworden. Im Nachbarhaus sind nämlich im vergangenen Jahr noch einige Dachgauben gebaut worden, was den schmalen Pfad durch ganz profane Dachpappe wesentlich trittsicherer gemacht hat als diese alten, morschen Ziegel aus dem vergangenen Jahrhundert.

Und da saßen sie!

Die Sippe Cantalloube. Vater, Mutter, zwei Töchter. Alle vier schweigend vor dem Fernseher. Völlig normal also. Ich wusste, dass mein Auftauchen das absolute Highlight des Tages darstellen würde. Das tat es immer. Denn während sie miteinander nur selten zu kommunizieren pflegten, sprachen sie mit mir umso mehr.

Ich kletterte also geschickt über das eiserne Balkongitter und platzierte mich so wirkungsvoll wie möglich, direkt vor der geöffneten Balkontür. Jemand wie ich respektiert die Privatsphäre der Menschen. Das ist sehr wichtig. Außerdem werde ich auf diese Art und Weise viel häufiger hineingebeten, als wenn die Menschen immer damit rechnen müssten, dass ich wie ein Blitz in ihre Wohnung eindringe. Nur bei Marie dachte ich manchmal darüber nach, heimlich in ihr Zuhause einzudringen. Weil sie so beharrlich die Terrassentür vor mir verschloss.

Ich maunzte verhalten und sofort hatte ich Publikum.

»Die Katze ist wieder da!« Tochter eins zeigte sich hochofren und verließ sofort den Sessel, auf dem sie den Wetterbericht verfolgt hatte.

Sie riss die Balkontür ganz auf und ging vor mir in die Hocke. Ich gestattete ihr kurz, mich am Kinn zu kraulen, dann umschnurrte ich einmal ihre Beine.

»Darf ich ihr ein Ei geben?« Bettelnder Blick zu ihrer Mutter, die zwar immer noch erwartungsfroh auf den Bildschirm starrte, wohl in der Hoffnung, dass es sich mal wieder etwas abkühlt im heißen Paris, aber dabei wenigstens nickte.

»Warte hier, ich hole dir ein Ei«, informierte mich Tochter eins und verschwand.

»Na, Katze. Mal wieder da?«, fragte mich der Vater, der zu mir auf den Balkon getreten war und sich in einen der geschmacklosen Plastiksessel fallen ließ.

»Wo sie wohl war?« Tochter zwei kralte mich im Nacken.

»Ich denke, sie lebt hier ganz in der Nähe als Hauskatze und hin und wieder geht sie mal auf Wanderschaft«, antwortete der Vater, ahnungslos, wie absurd sein Gedankengang war.

Eine normale Hauskatze würde, einmal der heimischen Wohnung entkommen, die erste Nacht nicht überleben. Warum habe ich ja schon ausführlich erklärt. Um meine Akrobatik- und Überlebensfähigkeiten zu erlangen, muss man jahrelang trainieren. Hart trainieren.

Das Ei wurde in einem mit rosa Blüten verzierten Tellerchen vor mir abgesetzt und ich schlürfte es in mich hinein. Derweil kraulte Tochter eins mich am linken Ohr.

»Sie hat so ein weiches Fell«, murmelte sie versonnen und versorgte auch das rechte Ohr mit Zuneigung.

Habe ich schon von angemessener Körperhygiene gesprochen? Etwas elementar Wichtiges in meinem Leben. Wer zerzaust und strubbelig aussieht, der wird für eine Straßenkatze gehalten. Eine Straßenkatze ist dreckig und trägt gefährliche Bakterien mit sich herum. Menschen fürchten Bakterien, deswegen ist ein gepflegtes Äußeres das A und O!

Und glänzen muss das Fell! Wie ein frisch polierter Lackschuh! Das erreicht Katze nur durch ausgiebigen und hemmungslosen Einsatz der eigenen Zunge. Da bekommt der Spruch »Leck dich!« doch gleich eine ganz neue Bedeutung, oder? Wobei, in der Menschengsprache heißt es wohl eher »Leck mich«, was ich dann wiederum nicht ganz verstehe ...

Also intensive Fellpflege und der regelmäßige Genuss von frischem Fisch gehören zu meinen Geheimrezepten. Natürlich fische ich nicht selber, denn wie ich ja eingangs bereits erwähnte, saufen in Paris Unmengen an Katzen in der Seine ab. Ich lasse fischen und während andere Katzen sich jammernd um den Mülleimer balgen, sobald Herr Sushi (ich nenne ihn so, er wird anders

heißen, aber er hat sich mir noch nicht persönlich vorgestellt) den Müll aus der Hintertür seines grandios laufenden Sushi-Ladens trägt, sitze ich mit hochoberem Kopf auf der Mauer direkt über den Mülleimern. Dort warte ich. Und ich kann sehr lange und regungslos warten. Auch eine absolut überlebensnotwendige Fähigkeit.

Wichtig ist zu diesem Zeitpunkt nur, dass Herr Sushi mich sieht. Das tut er immer, schließlich sitze ich direkt auf Augenhöhe mit ihm, während er die anderen Katzen wüst in einer mir unbekanntem Sprache beschimpft und sie sogar mit seinen Füßen tritt.

Herr Sushi ist gefährlich. Aber nicht für mich. Ich sitze und warte und irgendwann kommt er wieder heraus. Meistens kurz vor Mitternacht. Dann raucht er eine Zigarette in dem grauen und doch unangenehm riechenden Hinterhof. Und dann zieht er aus seiner Hosentasche ein mit glänzender Alufolie umwickeltes Päckchen.

Die jammernden Straßenkatzen sind zu diesem Zeitpunkt natürlich alle bereits wieder in ihren Löchern verschwunden. Schließlich haben sie es nicht geschafft, die fest geschlossene Mülltonne zu öffnen. Dafür bräuchte man nämlich einen Daumen, den haben wir nicht.

Also sind sie weg und so kann ich mich in meiner vollen Schönheit, gelassen und elegant auf der Mauer liegend, präsentieren. Herrn Sushi scheint das zu gefallen. Jedenfalls kommt er zu mir, zieht das Päckchen aus der Tasche und in diesem Moment kann ich es schon riechen: den Duft von frischem, orange glänzendem Lachs, nussigem Thunfisch und zartem Butterfisch.

Aber natürlich stürze ich mich nicht auf die dargebotenen Leckerbissen, sondern lasse Herrn Sushi, der an dieser Stelle immer sehr nette Laute in dieser seltsamen Sprache von sich gibt, erst mal etwas schmoren. Natürlich mit der mir eigenen lässigen

Arroganz und nicht mit dieser duckmäuserischen Angst, die meine Kollegen so an den Tag legen.

Er spricht also und auf seinem seltsamen Gesicht erscheint dabei sogar ein fast als freundlich zu bezeichnendes Lächeln.

Irgendwann legt er das geöffnete Päckchen auf die Mauer und ich lasse mich dazu herab, ein Stück vom fetten Lachs zu fressen. Ich fresse langsam und mache Pausen und Herr Sushi schaut mir dabei zu, während er an seiner Zigarette zieht.

Dann springe ich von der Mauer, umschmeichele einmal die nach Fisch duftenden Beine des Herrn Sushi und beende meine Audienz mit einem beherzten Sprung auf das Vordach der Garage, um danach in die schwindelerregenden Höhen der Pariser Dächer zu verschwinden.

Das Herr Sushi-Fischpaket-Ritual findet ungefähr einmal die Woche statt und dank der Omega-3-Fettsäuren glänzt mein Fell so sehr, dass es Menschen schon manchmal schwerfällt, mich nicht anzufassen. Das erkenne ich ganz deutlich am Zucken in ihren Händen. Ich ziehe sie magisch an.

Der Teller mit dem Ei war schnell leer geleckt und ich lag noch ein paar Minuten, umringt von Sippe Cantalloube, auf dem Balkon herum.

Aber ein weiterer wichtiger Grundsatz in meinem Leben: Du darfst nur wiederkommen, wenn du dich rechtzeitig entscheidest zu gehen. Lästige Katzen mag keiner und sie bekommen auch kein zweites Mal ein Ei. Ich aber bin nicht lästig.

Ich gehe dann, wenn die Menschen denken: »Das ist aber beruhigend mit so einer wunderschönen schnurrenden Katze auf dem Balkon/auf dem Sofa/auf dem Schreibtisch.«

Ich putzte mir noch ein wenig die Barthaare, dann verließ ich den Balkon, wie ich gekommen war. Balkongitter, Dach, Dachgaube,

Antennenverankerung und schwups bin ich wieder auf der Dachterrasse von Marie.

Das passierte ganz unterbewusst. Wirklich. Grade war ich noch auf dem Weg zu meinem Lieblingsschlafplatz in der Rue du Mont Thabor, den ich schon seit einigen Tagen nicht mehr aufgesucht hatte, und dann bin ich wohl falsch abgebogen und fand mich auf dem schmalen Sims vor den Dachgauben der stilvollen Wohnung wieder.

Nun gut, da ich schon mal da war, konnte ich auch schauen, ob Marie noch nackig auf ihrer Küche herumsaß. Also lugte ich vorsichtig um die Ecke.

Ja, Marie saß noch nackig auf ihrer Küche. Wobei sitzen der falsche Ausdruck war.

Denn mittlerweile lag sie auf der blitzenden weißen Arbeitsfläche.

Katzen können nicht rot werden. Wir haben Fell. Aber ich schwöre, unter meinem seidig glänzenden Fell überschwemmte mich eine tiefe Röte und ich zog den Kopf so schnell wieder zurück, dass ich fast das Gleichgewicht verloren hätte.

Marie ist nämlich nicht mehr alleine. Und die männliche Rückenansicht, die sich mir beim kurzen Blick um die Ecke bot, war, nun ja, nennen wir es so: Die männliche Rückenansicht war definitiv mächtig in Bewegung.

Ich lebe auf den Dächern von Paris. Ein Ort, an dem Menschen Vorhänge und Jalousien oftmals als unnötig erachten. Deswegen bin ich einiges gewohnt. Und ein Kater bin ich außerdem noch. Auch mich überkommt hin und wieder der Trieb. Dass ich es nicht mehr direkt auf der Straße treibe, heißt ja nicht, dass ich der Sache an und für sich abgeneigt wäre.

Aber die meisten Pariser tun es nun mal im Bett. Manchmal auf dem Sofa. Hin und wieder unter der Dusche. Aber Marie und die Rückenansicht tun es *auf* der Küche.

Neugierig geworden kletterte ich auf die andere Seite des Daches, um die ganze Sache aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Jetzt sehe ich Marie von links und somit auch die Frontansicht der Rückenansicht.

Der Mann, übrigens ein ausgesprochen ansehnliches Exemplar der Gattung Mensch mit dichtem schwarzem Haar, starrt, während er sich rein körperlich offensichtlich sehr bemüht, mit glasigem Blick aus dem Fenster. Katzen gucken manchmal so, kurz nachdem sie nähere Bekanntschaft mit einem Radkasten gemacht haben und kurz bevor sie das Zeitliche segnen. Abwesend, in anderen Sphären, nicht mehr ganz in dieser Welt. So guckt dieser Kerl und ich starre zurück. Er strengt sich offenbar sehr an, Marie zu gefallen.

Ich beobachte das Schauspiel fünf weitere Minuten, dann werde ich der monotonen Bewegungen doch überdrüssig, begeben mich auf die Terrasse und rolle mich bequem auf einem der Stühle zusammen. Fünf Minuten später höre ich Marie brüllen.

Aber nicht wie von Sinnen vor Lust, die Laute kann ich mittlerweile ganz gut unterscheiden, nein, Marie klingt so wütend wie ein Stier, dem jemand an den Eiern gezogen hat. Verzeihen Sie den unpassenden Vergleich. Dann folgt ein kurzes Kampfesgetümmel und keinen Atemzug später schlägt die Wohnungstür zum zweiten Mal an diesem Tag hart zu.

Aufmerksam hebe ich den Kopf von meinem bequemen Sitzkissen in Rot und blicke durch die verglaste Terrassentür. Marie ist immer noch nackt. Und immer noch wütend. Und sie hält auf mich zu. Kurzfristig überlege ich, ob eine sehr schnelle Flucht jetzt das Angemessenste wäre, da ist sie schon bei mir und lässt sich

mir gegenüber auf einen der Stühle fallen. Ihre grünen Augen funkeln düster und ich ziehe die Pfoten unter meinem Körper hervor, um notfalls einen schnellen Sprint antreten zu können.

Aber Marie beugt sich nur etwas nach vorne und zischt mir zu: »Mon Bijou, lass dich niemals mit einem Kerl ein!«

Nun, da besteht ja keinerlei Gefahr und so miaue ich als Antwort. Und dann lehnt Marie sich zurück und beruhigt sich augenblicklich. Das merke ich, weil ganz plötzlich wieder dieses sanfte Strahlen um sie herum auftaucht.

Ihre grünen Augen ruhen auf mir und leicht beunruhigt schaue ich zu ihr auf. Sie beugt sich vor und fährt mir sanft über den Nasenrücken. Dann steht sie auf und auch ich erhebe mich.

Vielleicht wird sie mich doch gleich anschreien und davonjagen? Ich bin vorsichtig.

Außerdem ist es höflich, sich zu erheben, wenn eine Dame aufsteht. Und das ist Marie nun mal: eine Dame.

Aber Marie bleibt friedlich, schenkt mir noch einen tiefen, fast liebevollen Blick und schlendert langsam zurück in die Wohnung.

Dabei lässt sie die Terrassentür ein Stück offen ... und ich folge ihr.

Eine Katze aus Wien

Letztendlich kann ich wohl froh sein, nicht direkt in der Klapsmühle gelandet zu sein. Wenigstens das konnte ich verhindern, indem ich rechtzeitig angefangen habe, betroffen zu gucken und zu schweigen. Ich bin nämlich ganz und gar nicht verrückt. Aber Sie können Ihr ganzes Leben geistige Gesundheit ausstrahlen, wie ein mit roten Apfelbäckchen durch den Wald hüpfendes Rotkäppchen; wenn die Menschen Sie nicht mehr verstehen, kommt der böse Wolf schneller, als Sie denken.

Der böse Wolf war in meinem Fall Dr. Edgar Meyer, der sich für die zügige Einweisung in die geschlossene Psychiatrie aussprach. Er sprach das sehr ernst aus und tatsächlich war ich danach geneigt, seine Theorie der traumatischen Störung wenigstens zu tolerieren. Ich habe nach diesen bedeutungsschweren Worten sogar voller Kooperationswillen seine kleinen rosa Pillen geschluckt.

Allerdings gebe ich offen zu: Hätte mir diese Geschichte, meine Geschichte, ein anderer erzählt ... ich vielleicht wäre zu dem gleichen Schluss gekommen? Entweder sind sehr harte Drogen im Spiel oder eine bisher unerkannte Geisteskrankheit. Wahlweise, aber ich bin nun mal nicht verrückt. Das erwähnte ich ja schon, aber ich halte es an dieser Stelle für immens wichtig, es noch einmal zu wiederholen. Denn tief in meinem Innersten glaube ich, wenn ich es nur oft genug sage, werden wenigstens SIE mir glauben. Funktioniert in der Werbung ja genauso. Kaufen Sie Margarine im gelben Plastikbecher und Sie werden niemals einen Familientherapeuten benötigen. Sie kennen doch dieses Bild der fröhlich um den Frühstückstisch vereinten Sippe? Alle strahlen

leicht debil in die Kamera. Alle lieben sich und alle essen Margarine aus dem gelben Plastikbecher auf ihrer Weißmehlschrippe. Der Schluss unseres Unterbewusstseins liegt da doch total nahe: Iss dieses Zeug und habe eine tolle Familie!

Deswegen werde ich versuchen, mich durch diese Art der ständigen Wiederholung mit Ihrem Unterbewusstsein zu verbünden. (Ich bin nicht verrückt.) Und wenn Sie dann mal wieder meinen Namen hören, der übrigens Melanie Siewer lautet, werden Sie automatisch denken: Die ist nicht verrückt. Also Ihr Unterbewusstsein wird dafür sorgen, dass Sie das denken.

Was ich erlebt habe, hat zwei elementare Auswirkungen auf mein Leben. Vermutlich sind es wesentlich mehr, ich werde mich hier aber mit diesen zwei Dingen begnügen. Zurzeit leide ich nämlich noch hin und wieder unter einer Konzentrationsschwäche. Wegen der kleinen rosa Pillen. Mehr als zwei Dinge würden mich da überfordern. Früher konnte ich problemlos an sieben Dinge gleichzeitig denken. Das klappt heute noch nicht mal mehr ansatzweise. Also wenn ich ins Bad gehe, um mir die Zähne zu putzen und ich sehe dreckige Wäsche vor der Maschine liegen, gibt es zwei Gedanken: Zähne putzen und Wäsche in die Maschine tun. Leider sind das zwei Dinge und mehr kann ich mir nicht merken. Die logische Folge: Anziehen, nach dem Zähneputzen, fällt mir leider aus dem Bewusstsein, mit durchaus gravierenden Folgen. Aber auch über die zu berichten, würde den Rahmen hier sprengen. Das wären ja schon fünf Dinge.

Vielleicht sollte ich ganz vorne anfangen? Dr. Meyer, der insgeheim wohl immer noch glaubt, ich sei verrückt, was ich nicht bin, sagte immer: Fangen Sie mal ganz vorne an. Das war, obwohl ich Dr. Meyer wirklich nicht mag, ein guter Rat.

Begonnen hat wohl alles im Juli letzten Jahres.

Oder nein.

Eigentlich schon zwanzig Jahre früher und mit dem Geruch von Domestos. Kennen Sie das Zeug? Ätzt sämtliche im Haushalt vorhandene Bakterien sowie die Nasenhaare der Haushaltsbewohner rückstandsfrei weg. Meine Mutter war süchtig nach diesem Putzmittel. Sie hatte immer mindestens drei Flaschen in ihrem Putzschrank stehen. Domestos putzte porentief rein und es war ein gefährliches Teufelszeug, wie die vielen Warnhinweise auf der blauen Flasche sehr deutlich zu verstehen gaben. Zwei Tatsachen, die meine Mutter wohl liebte, was ich aber sehr viel später erst verstand.

Wenn sie sich also vorbereitete, eine Domestos-Attacke gegen die bösen Haus- und Hofbakterien zu fahren, zog sie sich gelbe Gummihandschuhe über ihre vom Putzen ganz schwielen Hände und setzte eine riesige Schutzbrille auf, die fast ihr gesamtes Gesicht bedeckte. Weil nämlich Domestos nicht nur Bakterien, sondern auch Augen wegätzen konnte. Hochgefährliches Zeug, sage ich Ihnen. So bewaffnet zog sie dann stundenlang durch die Wohnung und eliminierte Bakterien jeglicher Art.

Wir lebten damals in einer sehr kleinen Wohnung, die sehr schlecht geschnitten war. Aber am nervigsten war das beständige Wackeln der Möbel, wenn ein LKW auf der Hauptverkehrsstraße direkt vor dem Wohnzimmer vorbeidonnerte. Ich habe sie mal gezählt, die LKWs, die unseren Vitrinenschrank zum Beben brachten: 25 in einer Stunde. 25 Mal wackelte also unser gesamtes Inventar in 60 Minuten. Als kleines Mädchen, als ich noch nicht wusste, dass es in Berlin aus geografischen Gründen keine Erdbeben geben konnte, hatte ich große Angst, dass wir durch die LKWs so abgestumpft waren, dass wir ein echtes Erdbeben gar nicht mitbekommen würden. Ich stellte mir damals vor, wie wir von der Decke und den acht Stockwerken über uns begraben wurden, nur weil

wir das verräterische Wackeln der Möbel gar nicht mehr wahrgenommen haben.

Nun, heute weiß ich, warum meine Mutter genau diese Wohnung ausgesucht hatte: weiße Fliesen. Und diese weißen Fliesen waren überall. Sogar in meinem Kinderzimmer. Denn Bakterienvernichtung macht auf weißen Fliesen offensichtlich doppelt so viel Spaß. Das habe ich allerdings alles erst sehr viel später verstanden. Vor Kurzem hat sich gerade wieder ein Puzzleteil des Verstehens in meinem Kopf an seinen Platz begeben: Ich habe einen Film gesehen, in dem bösartige Bakterienstämme die gesamte Weltbevölkerung bedrohten. So richtig schlimm war das. Die Menschen, also die, die die Welt vor diesen Bakterien erretten sollten, haben in diesen sterilen Laboren gearbeitet. Die ganze Szenerie erinnerte mich entfernt an meine Mutter. Wie sie hochkonzentriert mit der Schutzbrille auf der Nase den kindersicheren Schraubverschluss der Flasche abdrehte und dann tröpfchenweise das Giftzeug in eine Schale laufen ließ, um anschließend mit einer Pipette jede Bakterie einzeln zu verfolgen. Sie hatte eine ganz eigene Art des Putzens entwickelt. Vielleicht hat sie gar nicht nur geputzt, sondern sich vorgestellt, wie sie täglich die Welt rettete? Vielleicht hatte sie so viel Freude an dem Zeug, weil sie sich vorstellte, mit brandgefährlichen Killerbakterien zu tun zu haben?

Wie dem auch sei, meine Mutter war wirklich verrückt und ich bin es nicht. In der Schule hatten wir eine Lehrerin, die fürchterlich auf so Psychokram stand. In einer Stunde vor den Ferien, da muss ich so sechzehn gewesen sein, mussten wir uns in einen Stuhlkreis setzen und uns Geschichten aus unserer Kindheit erzählen. Nun waren wir ja alle noch nicht mal volljährig und die Kindheit noch nicht so lange her. Erst fanden wir das albern,

doch dann kamen doch ganz interessante Dinge dabei heraus. Sie fragte uns nämlich auch, wie unsere Kindheit gerochen hat.

Eine sehr seltsame Frage. Aber noch seltsamer fand ich die Antworten meiner Mitschüler. Von frisch gebackenem Kuchen, über Mamas Parfum bis zu angebratenen Zwiebeln war alles dabei.

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, habe ich immer diesen scharfen, chemischen Domestos-Geruch in der Nase. Der kribbelte bis ins Hirn hinein, wo er dann vermutlich irgendwann beginnt, das Gehirn aufzulösen. Da hat er bei meiner Mutter ganze Arbeit geleistet. Domestos-Wahnsinn, sozusagen.

Ich habe schon als ich noch ganz klein war die Flucht angetreten, sobald die blauen Flaschen aus dem Schrank kamen. Und es gab einen Ort, an den ich geflohen bin und das ist der zweite Geruch, an den ich mich erinnere: der Spielplatz. Dort roch es im Sommer nach Wiese und Hunde-Pipi und im Winter nach nichts.

Ich glaube, der Spielplatz war der Ort, an dem ich mich wirklich erst zu einem Menschen entwickelt habe. Dieser Vorgang wurde nämlich bis zu diesem Zeitpunkt durch die blauen Domestos-Flaschen, den Gestank, die weißen Fliesen und das LKW-Wackeln der Wohnung extrem behindert. Ich bezog also das Untergeschoss eines wunderbaren Holzspielhauses, damals hatten die Gemeinden noch mehr Geld, welches kurz vor meinem Eintreffen auf diesem Spielplatz dort aus grün gestrichenen Bohlen erbaut wurde. Das Haus sah aus wie das von Pipi Langstrumpf, nur in Klein und es verfügte über eine Rutsche und eine Balancierstange, die es mit dem gegenüberliegenden Kletterturm verband.

Ich verbrachte viele Stunden im Untergeschoss meines kleinen Hauses und konnte endlich und in kindgemäßer Umgebung altersgerecht heranreifen. Und ich fand zwei Freunde, was ja der kindlichen Entwicklung nur förderlich ist. Freunde hatte ich vorher noch nie gehabt. Das hatte meine Mutter zu verhindern

gewusst, schließlich saßen fremde Bakterien auf fremden Menschen und so hat in den vergangenen Jahren nur der Klempner und eine Frau vom Jugendamt unsere Wackelwohnung betreten dürfen. Was wiederum eine tagelange Domestos-Orgie nach sich zog.

Aber hier auf dem Spielplatz traf ich Annegret. Annegret trug immer einen roten Faltenrock, eine rosafarbene Brille und im Sommer weiße Socken, im Winter weiße Strumpfhosen. Das schien eine Art Uniform zu sein. Sie musste jeden Tag Punkt sechs den Spielplatz wieder verlassen, um zu Hause Bohneneintopf oder andere Grauslichkeiten zu essen. Was nicht weiter schlimm war, denn um kurz nach sechs kam meine zweite Freundin. Meine allerliebste Freundin. Sie verfügte nämlich über Dinge, die mir bis dahin fremd waren und die auch Annegret nicht hatte. Sie hatte nämlich vier Beine und war sehr warm und weich. Und sie roch nach Abenteuer.

Sie mochte mich, weil ich ihr immer ein Ei mitbrachte. Sie liebte Eier und somit wohl auch mich. Fünf Jahre trafen wir uns fast jeden Tag nach der Schule unter dem Holzspielhaus, wenn Annegret zum Eintopf-Essen nach Hause musste.

Nach fünf Jahren kam sie plötzlich nicht mehr und Annegret zog nach Bonn.

Von da an war ich der einsamste Mensch auf dieser Welt.
(Allerdings NUR einsam, nicht verrückt!)

Vielleicht fällt Ihnen auf, dass ich sehr abschweifend erzähle. Das war früher auch anders. Aber vielleicht ist es notwendig, das alles zu erzählen. Ich weiß es nicht, ich weiß nur, dass Dr. Meyer immer sagte, ich solle von vorne anfangen und genau das tue ich.

Also, die Katze kam nie wieder. Ob sie von einem Auto überrollt, meiner Freundschaft überdrüssig wurde oder

auswanderte, habe ich nie erfahren. Dafür habe ich begriffen, wie es sich anfühlt, etwas sehr Wichtiges verloren zu haben. Denn bevor sie auf zarten Pfoten in mein Leben geschlichen war, kannte ich das Wort für die Einsamkeit noch nicht. Mein Wortschatz hatte bis zu diesem Zeitpunkt meistens etwas mit Sauberkeit zu tun.

Nach ihrem Verschwinden stand ich also da, mit einer putzwütigen und irren Mutter und einem nach OP-Standards gereinigtem Zuhause. Mir fehlten ihr kuscheliges Fell und dieses Gefühl, wenn sie sich auf meinem Schoß schnurrend zusammenrollte. Das fühlte sich dann an wie der Himmel auf Erden. Aber der Himmel war weg, jetzt gab es nur noch klinisch reine Erde.

Aber ich hatte auch etwas verstanden: Katzen kann man kaufen! Und von da ab war mein einziges Ziel: Ich kaufe mir eine neue Freundin. Dieser Plan wurde jedoch vorerst von meiner Mutter vereitelt, die Katzen für die direkten Abgesandten der Hölle hielt. Sie trugen nämlich Bakterien auf ihrem Fell und waren somit, genau wie fremde Menschen, als Besucher völlig inakzeptabel.

Als ich endlich das sterile und stark unterkühlte Heim meiner Mutter verlassen konnte, reichte das Geld gerade so für ein WG-Zimmer. Drei meiner vier Mitbewohner hatten eine Katzenhaarallergie. Keiner von ihnen litt unter einer Hausstauballergie, was wenigstens dazu geführt hätte, dass die alte Vier-Zimmer-Wohnung hin und wieder mal gesaugt wurde. Aber nein, sie alle waren gegen Katzen allergisch. Leider punktete diese katzenunfreundliche WG durch ein unnachahmlich günstiges Zimmer. Und aufgrund dieser unnachahmlichen Günstigkeit blieb ich vorerst dort wohnen.

Bis ich Jan traf. Die Geschichte wird jetzt übrigens endlich an Fahrt aufnehmen, was mich daran erinnert, noch einmal zu erwähnen, dass ich, Melanie Siewer, nicht verrückt bin.

Ich traf Jan im Zoo. Wir saßen beide vor dem Gehege der Löwen und aßen Chips. Erst aus zwei getrennten Tüten, aber eine Stunde später, nach der öffentlichen Löwenfütterung, einem Wolkenbruch und einem Kleinkind, das Jan auf die Turnschuhe kotzte, aus einer.

Dann hat sich Jan in mich verliebt und ich mich in ihn. Und dann haben wir uns eine gemeinsame Wohnung gemietet und sind eingezogen. Und dann dachte ich, ich könnte mir endlich eine Katze kaufen. Zumal Jan nicht unter einer Katzenhaarallergie litt. Das hatte ich noch mit der Chips-Tüte in der Hand direkt vor dem Löwengehege abgefragt. Alles andere wäre ja auch inakzeptabel gewesen. Aber Jan überraschte mich mit etwas anderem, auf das ich nicht gefasst war: Er mochte keine Katzen. Um genau zu sein, er hasste Katzen. Entgeistert habe ich ihn nach dieser Offenbarung gefragt, warum er denn dann so fasziniert die Löwen beobachtet hat. Damals im Zoo, mit der Chips-Tüte in der Hand und der Kinderkotze auf dem Turnschuh. Immerhin habe ich das als Zeichen einer gewissen Grundzuneigung zu diesen Tieren gewertet, denn Löwen sind ja auch irgendwie Katzen. So entfernt zumindest. Er sagte, da stand die einzige Bank und er wollte seine Chips nicht im Stehen essen.

Seitdem habe ich ihn einmal wöchentlich befragt, ob seine Katzen-Abneigung schwächer geworden oder gar verschwunden sei, aber Jan konnte jedes Mal nur verneinen.

Für mich war das ein herber Schlag. Zwar hatte ich zu diesem Zeitpunkt bereits eine fliesenfreie Wohnung und eine gute Freundin gefunden, die ich auch nicht mit Eiern bestechen musste, aber der Wunsch nach einer eigenen Katze blieb ungebrochen.

Zum Glück zeigte sich Jan von meinem Dilemma nicht unbeeindruckt und so bekam ich oft kleine »Statt-einer-Katze-Geschenke«. Mal ein »Statt-der-Katze«-Strauß roter Rosen, mal ein

»Statt-der-Katze«-Restaurantbesuch beim besten Italiener der Stadt. Aber eben keine Katze. Und im letzten November, die Trauer über meine katzenlose Existenz hatte gerade wieder einen Höhepunkt erreicht, bekam ich ein ganz besonderes und ganz großes »Statt-der-Katze-Geschenk«: eine Reise nach Wien.

Das war doch wirklich ein tolles »Statt-der-Katze-Geschenk«. Wir beide waren noch nie in Wien gewesen und ich stellte mir vor, stundenlang in lauschigen Kaffeehäusern zu sitzen und Wiener Melange zu schlürfen, während draußen dicke Schneeflocken die Welt puderten. Wir würden den Prater besuchen und das Geburtshaus von Hundertwasser. Und wir würden in einem wunderbaren Hotel schlafen und jeden Morgen von einem Frühstücksbuffet essen. Das klang alles so toll und aufregend, dass ich das erste Mal in meinem Leben echte Vorfreude verspürte. Fast so wie damals, als wir den Mietvertrag unterzeichneten und ich dachte, jetzt kann ich mir endlich eine Katze kaufen.

Jan buchte im Internet ein kleines Hotel direkt in der Innenstadt und um die Spannung zu steigern, ließ er mich nicht mal einen klitzekleinen Blick auf die Internetseite werfen. Er wollte mich wirklich überraschen. Nun, im Nachhinein kann ich nur sagen, dass ihm das auch wirklich gelungen ist. Sehr gründlich sogar.

Wir flogen also nach Wien und fuhren mit der Straßenbahn in die Innenstadt. Es war kalt und frostig und ich war verzückt von diesen hübschen alten Häusern, die die kleinen Gassen säumten. Wir liefen mit unseren neuen Rollkoffern, wir mussten uns jeweils einen kaufen, weil wir beide vorher noch nie verreist waren, durch Wien und suchten unsere Unterkunft. Was sich als nicht ganz so einfach herausstellte.

Der Stadtplan, den jeder Tourist schon am Flughafen in die Hand gedrückt bekam, half uns auch nicht weiter. Die Straße, in

der unser Hotel lag, war einfach nicht verzeichnet. Wir liefen also stundenlang durch die Gegend und gerade als ich spürte, dass ich langsam Frostbeulen an den Füßen entwickelte, kam Jan auf die glorreiche Idee, doch einfach im Hotel anzurufen.

Insgeheim ärgerte ich mich, denn darauf hätte er ja auch schon mal zwei Stunden vorher kommen können. Überhaupt ärgerte ich mich über Jan, der lieber bei dem mittlerweile herrschenden Eissturm durch die kleinen Gassen wankte, als qualifizierte Hilfe zu holen. In Form eines Taxi-Fahrers zum Beispiel. Nachdem ich auch noch bis zu den Knöcheln in einer eisigen Pfütze versunken war, war ich auch dem Alarmieren der Polizei nicht mehr abgeneigt. Ich meine, es kann doch nicht im Sinne der Wiener Tourismusbehörde sein, dass Besucher der Stadt verwirrt durch die Gegend irrtten? Irgendjemand musste uns helfen!

Nun, Jan rief im Hotel an und zwei Minuten später stellten wir fest, dass wir die ganze Zeit in schöner Gleichmäßigkeit um unser Hotel herumgelaufen waren. Es befand sich vier kleine Gassen weiter in einem Innenhof. Der Portier beschrieb uns detailliert den Weg, den Jan auch detailliert auf der Reservierungsbestätigung notierte und keine fünf Minuten später standen wir vor dem Hotel.

Es hockte geduckt zwischen alten Fachwerkhäusern, die wiederum einen alten, mit Kopfsteinpflaster belegten Hof säumten. Das hätte alles sehr idyllisch sein können. Aber das war es nicht. Dieses stille Bild des Altstadt-Friedens löste Herzklopfen bei mir aus. Ich konnte mich aus irgendeinem Grund noch nicht einmal überwinden, durch die niedrige, schiefe Eingangstür zu gehen. Obwohl ich zu diesem Zeitpunkt meine Füße definitiv nicht mehr spürte und es im Hotel vermutlich wärmer war. Jan bemerkte von meinem Unbehagen allerdings nichts. Er verspürte nur Ungeduld

mit mir, dass ich immer noch wie angewurzelt auf dem Hof herumstand.

Aber irgendetwas in mir bestand darauf, dass dieses Hotel gefährlich war. Natürlich war mir klar, wie albern das klang. Es war nur ein altes, mehrstöckiges, windschiefes Fachwerkhaus und so habe ich Jan auch nichts davon gesagt und bin ihm stattdessen einfach gefolgt. Vielleicht wäre das der Moment gewesen, an dem ich in den Verlauf der Geschichte noch hätte eingreifen können. Ich weiß es nicht und werde es nie erfahren.

Die Rezeption lag in einem sehr schmalen Flur. Dunkel und niedrig umging er uns und das seltsame Gefühl klebte an mir wie Honig auf dem Brot.

Wohin das Auge blickte, sah man roten Plüsch. Er war überall, sogar auf den Bilderrahmen fand sich das Zeug wieder und ich war fast verwundert, dass es dem Mann hinter der Rezeption nicht auch noch aus den Ohren wuchs.

»Herzlich willkommen!«, sagte der so unherzlich, dass mir augenblicklich das Herz zu Stein fror. Der Mann war sehr klein. Und er sah aus, als ob er bereits seit 250 Jahren hier arbeitete. Seine Gesichtsfarbe definierte das Wort Leichenblässe völlig neu. Seine Haut war wächsern und seine Augen von einem durchscheinenden, wässrigen Blau. Er sah aus wie der Tod auf Latschen. Und sein Versuch, seiner schnarrenden Stimme einen freundlichen Ton zu geben, ließ mich erschauern.

»Haben Sie lange gesucht?«, fragte er.

»Ja, echt lange!« Jan schien von alledem nichts zu bemerken und grinste fröhlich.

»Ja, es ist nicht leicht, uns zu finden ... aber dann sind alle unsere Gäste sehr zufrieden und manchmal auch überrascht!« Bei diesen Worten hatten seine seltsamen Augen mich fixiert. Ich

sagte erst mal gar nichts und starrte die plüschigen Bilder hinter der aus schwerem Holz verkleideten Rezeption an.

Kurze Zeit später hielten wir unseren Schlüssel in der Hand und erklimmen, jeder seinen Koffer unter dem Arm, eine schmale Stiege in die obere Etage. Gäste mit Übergewicht konnte es in diesem Hotel nicht geben. Es müsste ein Warnhinweis auf der Internetseite stehen. »Ab neunzig Kilo aufwärts ist dieses Hotel nicht zu empfehlen!«, oder so ähnlich. Selbst wir blieben auf der sich eng nach oben windenden Treppe fast stecken.

Wir schoben und ächzten uns also diese mörderische Treppe rauf und meine vor Kälte völlig gefühllosen Füße rutschten immer wieder von den schmalen Stufen ab. Aber schließlich standen wir vor Zimmer Nummer 1. Dem, laut Portier, schönsten und besondersten Zimmer des ganzen Hotels. Da diese Einschätzung von einem Mann kam, der aussah, als wäre er bereits verstorben und nur zu stur umzufallen, schien mir das zwar zweifelhaft, aber als wir endlich das Zimmer betraten, konnte ich ihm nur recht geben. Wenigstens für eine halbe Minute. Danach musste ich mich erschrocken in voller Montur auf das Bett setzen.

Ich will es mal so umschreiben: Sie wachen nachts von einem Geräusch auf und dieses Geräusch verklingt in dem Moment, als sie die Augen aufschlagen. Und es besteht durchaus die Möglichkeit, dass jemand eine Scheibe eingeschlagen hat, um Ihr Hab und Gut oder gleich Sie zu rauben. Oder was auch immer mit Ihnen anzustellen. Und Sie sind ganz alleine. Niemand wird Sie retten. Und es ist sehr dunkel. Und weil Sie allen Mut zusammennehmen und sich selber verbieten, an die vielen Folgen von Navy CIS zu denken, in denen genau in dem Moment Schlimmes passiert, versuchen Sie die Nachttischlampe anzuschalten. Aber ganz offensichtlich ... ist kein Strom mehr da. Und im nächsten Moment knallt es wieder ganz fürchterlich.

So in etwa fühlte ich mich, als ich mich wie paralysiert auf das Bett fallen ließ. Nur dass es weder Unheil ankündigende Geräusche gab noch Dunkelheit.

»Was hast du?«, fragte Jan vorsichtig, während ich meinem eigenen rasenden Herzschlag zuhörte.

»Ich weiß nicht«, antwortete ich und stand abrupt wieder auf.

In Zimmer Nummer 1, dem laut Portier schönsten und besondersten Zimmer des Hotels, gab es zumindest auf den ersten Blick nichts, was meine Angst auch nur ansatzweise gerechtfertigt hätte. Es lagen keine abgeschnittenen Körperteile herum, an der Zimmerdecke hingen keine lebensgefährlichen Riesentarteln und hinter dem Vorhang versteckte sich auch kein Geist.

Im Gegenteil, rein optisch war das Zimmer durchaus als hübsch zu bezeichnen. Wenn man im Großen und Ganzen auf roten Plüsch stand, denn 80 % der gesamten Raumausstattung war in besagtem Stoff gehalten. Also Vorhänge, der Teppich und selbst die Tapete war von einem zarten Flaum überzogen, der allerdings in einem etwas helleren Rot schimmerte. Gegenüber den Fenstern stand ein monströses Himmelbett. Wie Sie vermutlich bereits richtig vermutet haben, mit plüschigen Volants, die links und rechts von der Holzkonstruktion hinunterfielen. Zwischen den Fenstern lehnte sich eine etwas windschiefe, nur noch dreibeinige Kommode gegen die Wand. Das Herzstück des Zimmers war jedoch ganz offensichtlich ein Schrank. Wobei das Wort Schrank bei Weitem nicht passend war. Unter einem Schrank stellt man sich ja gemeinhin ein Möbelstück vor, in dem man seine Klamotten unterbringt. Wenn es ein großer Schrank ist, vielleicht auch noch die Skiausrüstung oder seine Schuhsammlung. Dieser hier aber sah aus, als könnte man ganze Wohnsiedlungen in seinem Inneren verstauen.

Seine Grundfarbe war ein schimmerndes Dunkelbraun. Die kunstvoll gedrechselten Seitenteile des Möbels waren aufwändig mit goldenen Intarsien verziert. Die beiden Flügeltüren waren mit einem wilden Muster aus sich drehenden Kreisen in Knallrot versehen, die sich spiralförmig zur Mitte hin verengten. Das Ding war so gruselig wie eine verlassene Burgruine bei Vollmond.

»Die müssen das Hotel um diesen Schrank drum herum gebaut haben«, mutmaßte Jan mit nachdenklicher Miene. »Aber kann dieser Schrank wirklich so alt sein?« Fragend sah er mich an und ich zuckte nur hilflos mit den Achseln, schließlich war ich immer noch damit beschäftigt, den Schrank des Grauens im Auge zu behalten.

»Wir müssen mal fragen, wie alt das Haus ist«, fuhr Jan fort und begann dann kommentarlos seinen Koffer auszupacken.

»Lass uns essen gehen«, fuhr ich dazwischen und um meiner Aussage noch größere Wirkung zu verleihen, klappte ich seinen Koffer kurzerhand wieder zu. Ich wollte diesem Zimmer und diesem Schrank und diesem Hotel entkommen. Und das augenblicklich.

»Was hast du denn?«, fragte Jan und betrachtete mich verwundert.

»Der Schrank ist fürchterlich! Hier ist alles gruselig«, entfuhr es mir, woraufhin Jan zu grinsen anfang.

»Du hast Angst vor einem Schrank?«, brummte er und gluckste leise. Manchmal hilft schweigen mehr als tausend Worte und so starrte ich nur kommentarlos zwischen meinem Freund und dem Schrank hin und her.

»Aber Melli ... wollen wir nicht erst mal auspacken und uns ein wenig aufwärmen?« Jan versuchte es jetzt mit dem vernünftigen Ton. Das ist auch der Ton, den er immer anschlägt, wenn es um die Katze geht. Außerdem war ich diejenige, die bis vor zehn Minuten noch voller Inbrunst weissagte, das Bett für gefühlte zehn

Stunden nicht mehr zu verlassen. Aber nun war alles anders, nun musste ich Zimmer Nummer 1 mit dem Kabinett an Monströs-Möbeln und dem Plüschwahnsinn entkommen. Energisch stand ich auf und zog Jan hinter mir her.

Wir waren bis um halb drei Uhr nachts unterwegs. Und während sich Jan in den ersten vier Stunden noch herzhafte darüber amüsierte, dass ich wohl der einzige Mensch auf der Welt bin, der Angst vor einem Schrank hat, schlief er in der vorletzten Bar am Tresen im Stehen ein. Ich war auch nicht wirklich wacher, aber immer, wenn Jan mich aus seinen kleinen, vor Müdigkeit geröteten Augen betrachtete, tat ich so, als würde ich mich wahnsinnig gut amüsieren. Ich wollte einfach nicht in dieses Zimmer zurück, aber um kurz nach zwei offenbarte Jan mir, dass er, falls ich tatsächlich noch weiterfeiern wollte, dies alleine tun müsste. Er würde jetzt schlafen gehen. Punkt. Basta. Schluss. Aus.

Gemeinsam kämpften wir uns durch den Schneesturm zurück ins Hotel. Wir kämpften uns durch den zu engen Flur und die Treppe hoch. Dann kämpften wir kurz miteinander, wer zuerst ins Bad durfte, wobei ich gewonnen hatte. Das Bad war übrigens in den aparten Farben Grau/Grün/Schlamm gehalten. Es gab wohl keine roten Plüschfliesen, da hatte man sich hier für eine etwas konträre Farbe entschieden. Als wir gemeinsam im Bett lagen, war ich sogar zu müde, um mich zu gruseln und so schliefen wir gut und lange.

Der leichenblasse Portier schien am nächsten Tag freizuhaben. An seiner Stelle stand jetzt eine hübsche junge Frau mit einem akkurat geschnittenen Pagenkopf. Sie wünschte uns einen schönen Tag und wir taten acht Stunden das, was Touristen so zu tun pflegen. Dinge besichtigen, essen, wieder Dinge besichtigen und Kaffee trinken. Hätte ich zu diesem Zeitpunkt geahnt, was im

weiteren Verlauf des Tages noch so alles passieren würde, hätte ich natürlich ganz andere Dinge getan. Weniger profan, weniger einfalllos.

So wankten wir, als es bereits dunkel wurde, wie zwei reizüberflutete Touristen, die wir ja auch waren, gemeinsam zurück zum Hotel. Diesmal waren weder die Bubikopf-Frau noch der leichenblasse Mann da und so angelte sich Jan selber den Schlüssel vom mit roten Plüsch bezogenen Brett hinter dem Rezeptionstresen. Im Hotel war es still und mich überkam ein leichter Schauer. Als wenn man bei einer Schlossführung zu spät bemerkt, dass die ganze Gruppe schon weitergelaufen ist und man selber immer noch verträumt aus dem Fenster starrt und den Garten bewundert. Genau dieser Grusel überkam mich beim Betreten des Hotels, während Jan seinen massigen Körper über den Tresen der Rezeption wuchtete, um an den Schlüssel zu kommen. Dabei war ich ja gar nicht alleine. Jan war bei mir. Und viele Menschen aus aller Welt, das Hotel war restlos ausgebucht. Aber es war so still.

Und genauso still folgte ich dem leise vor sich hin meckernden Jan die Treppe hinauf. Er war ungehalten, weil die Schlüssel so offen und einsam direkt am Eingang hingen. Niemand hätte sie bewacht, das heißt, jeder hätte unsere Sachen aus dem Zimmer klauen können. Ich hörte ihm nur mit einem Ohr zu, denn bei jeder Stufe spürte ich meinen Widerwillen wachsen. Gegen Zimmer Nummer 1, gegen den Schrank und gegen das Plüsch-Bett.

Aber da jetzt Jan ausnahmsweise schon unser ganzes Kontingent an negativen Emotionen beanspruchte, blieb ich stumm. Das tat er schließlich nicht so oft. Jan meckerte selten und wenn er es dann doch mal tat, fand ich es durchaus angemessen, die Klappe zu halten. Kommunikation über negative Emotionen war nämlich sonst zu 98 % mein Gebiet. Hätte er sich nicht so aufgeregt und somit

seine ihm zustehenden 2 % beansprucht, hätte ich vermutlich über meine Empfindungen gesprochen. Aber so verbot sich mir das einfach.

Ich folgte meinem meckernden Freund in Zimmer Nummer 1 und hatte das eigenartige Gefühl, dass sich das Inventar über unser Auftauchen freute. Das mag seltsam klingen und dies ist wohl wieder eine wichtige Stelle, um zu erwähnen, dass ich nicht verrückt bin, aber in diesem Raum lag eine freudige Erwartung. Ich kann es nicht anders erklären. (Im Nachhinein vielleicht wie ein Schlachter, der sich beim Anblick eines sehr fetten Schweines freut.) Ich war sehr verwundert darüber und musste mich erneut in voller Montur auf die Überdecke aus rotem Samt setzen.

»Na?« Jan hatte sich während der vielen Treppenstufen offensichtlich wieder etwas entspannt und konnte seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge lenken ... mich zum Beispiel.

»Wieder Angst vor dem großen, bösen Schrank?«, fragte er und der Schelm blitzte in seinen Augen auf.

»Hör auf!«, sagte ich warnend, was bei mir leider nie sonderlich warnend klingt. Es klingt eher nach: »Mach doch weiter!«. Egal, wie viel Pathos ich in meine Stimme zu legen versuche.

»Na ja, vielleicht ... ist das Ding ja mit der dunklen Unterwelt von Wien verbunden.« Er flüsterte jetzt und es lief mir eiskalt den Rücken runter.

»Und wer weiß, was das Ding schon alles gesehen hat. Und ... gefressen.« Jan biss mir bei diesen Worten einmal neckisch ins Ohr.

»Vielleicht sollten wir mal nachgucken?«

Ich schüttelte energisch den Kopf, was Jan nur weiter anstachelte. Lachend stand er vom Bett auf und ging beschwingten Schrittes zu der rechten Schranktür. Mit einer ausladenden

Bewegung riss er sie auf und machte dazu: »Tada! Sie sehen ... nichts!«

Tatsächlich sah man nichts. Oder das, was man in einem Schrank üblicherweise so sah. Also nichts sonderlich Verstörendes. Abgesehen davon, dass das Ding wirklich unendlich tief zu sein schien. Da würde fast unser gesamtes Schlafzimmer zu Hause Platz drin finden. Falls wir es denn mal verstauen müssten.

Jan lief jetzt zur Höchstform auf. Was vermutlich auch an meinem dämlichen Gesichtsausdruck lag, der sich ganz automatisch auf meine Miene gestohlen hatte. Geheuer war mir das Ganze immer noch nicht. Aber ein klein wenig ansteckend war Jans gute Laune schon und so lachte ich sogar ein paar Mal pflichtbewusst, als er anfang, den Inhalt seines Koffers in den Schrank zu werfen, als würde er einen Löwen füttern.

»Hier! Die Socke! Bestie!«, rief er und schleuderte eine weiße Tennissocke zu der grünen Windjacke, die dieses Schicksal als Erste ereilt hatte. Ich wollte gar nicht lachen, aber ich tat es trotzdem und so wurde der Schrank noch mit vier Unterhosen, einer Jeans und zwei Pullovern gefüttert. Die Show der großen Schrankfütterung nahm einfach kein Ende und zu guter Letzt landete auch noch Jans brandneuer Koffer mitten in dem Chaos. Jan lachte mittlerweile so sehr, dass ihm die Tränen über das Gesicht liefen. Im Nachhinein halte ich mich ein wenig daran fest, dass er wenigstens gut drauf war, als ...

Na ja, und dann setzte er sich in die geöffnete Schranktür. Jan war groß und schwer und dick. Aber in der riesigen Türöffnung sah er aus wie ein Zwerg. Ich erwartete, dass das alte Holz bei dieser massiven Belastung wenigstens ein leises, unwilliges Knarren von sich geben würde, aber es blieb mucksmäuschenstill.

Ich bekam einen Schluckauf und Jan brach erneut in hysterisches Gelächter aus. Ich glaube, es war dieses stetige

Hicksen, welches von tief in mir aufstieg, was mich augenblicklich aus der Trance riss.

»Hör jetzt auf!«, fuhr ich Jan erbost an. Aber er hörte nicht auf. Im Gegenteil, er war wie von Sinnen und kletterte schlussendlich unter größtem Getöse und dem Schrei: »Hilfe, er schluckt mich!« ganz in den Schrank. Die Tür schlug mit einem lauten Schlag zu.

Und dann herrschte Ruhe. Grabesstille breitete sich im Raum aus. Die Deckenbeleuchtung war zwar eingeschaltet, aber es war trotzdem ziemlich dunkel und die Hofbeleuchtung vor dem Fenster schien dreckig gelb auf den roten Teppich.

Ich wartete einige Minuten, in denen ich nur ganz flach atmete. Und natürlich war mir klar, dass ich nur aufzustehen und den Schrank zu öffnen brauchte, um einen breit grinsenden Jan zusammengekauert vorzufinden. Aber da war noch etwas. Eine eiskalte Angst, dass dem nicht so sein könnte.

Nun, Fakt ist: Ich habe Jan seitdem nie wiedergesehen, denn als ich den Schrank öffnete, war dieser leer. Der mit rot kariertem Papier ausgelegte Einlegeboden vor mir war so leer wie mein Kopf in dem Moment.

Dies ist vermutlich die Stelle, an der Sie jetzt doch zweifeln. Das weiß ich, ich habe Dr. Meyer beobachtet, der genau an dieser Stelle das Urteil fällt: Belastungsstörung mit beginnender Schizophrenie. Oder so etwas in diese Richtung. Aber ich kann mich nur wiederholen: Ich bin nicht verrückt. Und wenn, dann mindestens genauso wie Sie auch!

Jan stieg in den Schrank und als ich diesen Schrank öffnete, war er leer. Kein Jan, keine Klamotten, kein Koffer. Es hat noch eine ganze Weile gedauert, bis ich das tatsächlich begriffen habe. Dass Jan sich keinen weiteren Spaß erlaubt und dass es keinen doppelten Boden gab. In den Jan mit seiner Körpergröße

allerdings auch gar nicht reingepasst hätte. Aber nein, mein Hirn suchte noch sehr lange nach einer Möglichkeit, das logisch zu erklären. Um genau zu sein, suchte es die ganze Nacht. Vermutlich würde es immer noch suchen, gäbe es nicht diese wunderbaren Pillen, die das Gehirn einfach abstellen können.

Nun, der Spaß in Wien war noch nicht vorbei. Ich kann mich nicht mehr ganz genau an die Abläufe in dieser Nacht erinnern. Die Wissenschaft vermutet, dass partielle Amnesie eine Schutzreaktion des Körpers auf extremen Stress ist. Das mag nett gemeint sein von der Natur, aber die Erinnerungslücken haben mich fast in der Klapsmühle landen lassen.

Ich weiß nur noch, dass ich erst mal sehr lange vor dem Schrank herumstand. Dann habe ich die Tür wieder zugeklappt und mich auf das Bett gesetzt. Um danach wieder aufzustehen und die linke Tür aufzuklappen. Aber auch hier war der Schrank leer. Dann habe ich mich wieder hingesetzt. Und dann, und jetzt kommt der Teil, den ich Dr. Meyer bewusst verschwiegen habe, bin ich wieder aufgestanden und habe beide Türen gleichzeitig geöffnet. Was an und für sich vermutlich eine durchaus logische Handlung war.

Allerdings war der Schrank jetzt nicht mehr leer. Meine Augen haben in der Dunkelheit eine Bewegung ausmachen können und mein Blick blieb daran hängen. Wie festgeklebt. Ich glaube, dass unser Gehirn manchmal Probleme hat, Dinge zuzuordnen, wenn wir etwas anderes erwartet haben. Das ist, als wenn Sie in einen Berliner beißen, zuckrige Süße erwarten und den mit Senf abbekommen haben. Also ich starrte in die Ecke des Schrankes und dort saß eine Katze. Eine schwarze, sehr hübsche Katze mit goldenen Augen. Sie sah mich an, ich sah sie an und als ich endlich wegsah, war es schon hell draußen.

Die Katze blieb den ganzen Tag im Schrank und ich saß den ganzen Tag auf dem Bett. Getrunken habe ich zwischendurch etwas salzig schmeckendes Wasser aus dem Wasserhahn. Die Katze hat nichts getrunken. Sie hat auch nicht Pipi gemacht. Als es abends wieder dunkel wurde, kam die Katze aus dem Schrank und setzte sich zu mir auf das Bett. Irgendwann muss ich eingeschlafen sein und als ich aufwachte, saß die Katze immer noch auf dem Bett und putzte sich.

Ja, und dann erklären Sie das mal der Welt, OHNE für verrückt gehalten zu werden! Natürlich habe ich die Katze mit nach Berlin genommen, was gar nicht so leicht war, weil ich nicht wusste, dass Katzen einen gültigen Impfausweis und Pass benötigten, um Österreich zu verlassen. Der Rückflug fiel also aus. Schließlich hätten wir ohne diese Dokumente noch nicht einmal den Check-in überstanden. Außerdem gab es tief in mir die verworrene Vorstellung, dass die Katze sich ganz vielleicht in Rauch auflöst und Jan wieder neben mir sitzen könnte. Auch hier wieder der Hinweis: Ich bin natürlich nicht verrückt. Aber da ich es bis zu diesem Zeitpunkt bereits geschafft hatte, mich über Ausreisedokumente von Katzen zu informieren, schien es mir legitim, wenigstens ein paar seltsam anmutende Gedanken zu haben.

Ich habe die Katze dann sozusagen außer Landes geschmuggelt. Mit dem Zug ging diese Straftat sogar relativ einfach, bedurfte aber doch einiges an umsichtigem Agieren. Nichts, was jemand schafft, wenn er einen an der Waffel hat. Die Katze im Katzenkorb, mein Koffer und ich haben nämlich einen Großteil der Zugfahrt auf dem Klo verbracht. Und die ICE-Klos der Deutschen Bahn sind erstens sehr klein und zweitens riechen sie unangenehm. Aber für zwölf Stunden mussten die Katze und ich da durch.

Wieder in Berlin angekommen saßen die Katze und ich dann sehr lange auf dem Sofa. Ich glaube, wir saßen dort auch nachts, sicher bin ich mir aber nicht und wir hörten erst damit auf, als Jans Chef mich anrief, um zu fragen, warum Jan nicht zur Arbeit gekommen war. Ich hätte danach gerne weiter nur auf dem Sofa gesessen, aber leider ging das ab diesem Zeitpunkt nicht mehr. Ich wusste damals noch nicht, dass die Menschen mit Wahrheiten, die ihnen nicht ins Lebensbild passten, nur sehr schwierig umgehen können.

Deshalb habe ich Jans Chef, ehrlich wie ich bin, einen sehr detaillierten Bericht abgeliefert. Von Wien, dem Hotel, dem Schrank und der Katze. Sogar die Bahnfahrt auf dem ICE-Klo habe ich nicht unerwähnt gelassen. Und dann wollten plötzlich sehr viele Menschen wissen, wo Jan abgeblieben war und mit mir sprechen.

Jans Chef hat sogar die Polizei informiert und die haben dann wiederum Jans Vater informiert. Ich glaube, der war dann auch mal bei mir und saß zusammen mit der Katze und mir auf dem Sofa. So richtig kann ich mich aber nicht erinnern. Jans Vater schien zum Glück der Einzige zu sein, den das Verschwinden von Jan nicht so sehr belastete. Die beiden mochten sich noch nie sonderlich. Aber die Polizei und Jans Chef belastete sein Verschwinden schon wesentlich erheblicher. Deshalb hat Jans Chef eine Vermisstenanzeige bei der Polizei aufgegeben. Und die Polizei hat dann Befragungen durchgeführt. Die Nachbarn, seine Arbeitskollegen und sogar meine einzige Freundin haben sie verhört. Sie haben nämlich versucht, aber das wusste ich damals noch nicht, weil ich zu sehr damit beschäftigt war, auf dem Sofa herumzusitzen, herauszufinden, ob es Anzeichen für »Einwirkung Dritter« oder einen Freitod gab. So drückte sich der freundliche Beamte aus. Da man aber nicht davon ausging, dass Jan sich das

Leben genommen oder ich ihn umgebracht hatte, verliefen die weiteren Ermittlungen im Sande.

Danach hatte ich wieder etwas mehr Zeit, zusammen mit der Katze auf dem Sofa zu sitzen. Ich stellte fest, dass sie Eier mochte, aber kein Whiskas. Außerdem putzte sie sich mit Vorliebe die rechte Pfote, aber fast nie die linke. Und sie konnte sehr laut schnurren. So laut, dass ich manchmal mein Telefon überhörte. Was nicht schlimm war, da mich eh nur die Polizei oder Jans Chef anriefen, um zu fragen, ob Jan wieder aufgetaucht war. Das war auch die Zeit, in der Dr. Meyer in mein Leben trat. Diese Sofa-Sitz-Zeit ist mir wirklich im Gedächtnis geblieben, auch wenn die konkreten Einzelheiten sich aus meinem Kopf verflüchtigt haben.

Können Sie nun verstehen, warum es mir so wichtig ist, dass ich nicht verrückt bin? Das, was ich erlebt habe, war real. Oder sollte ich besser sagen surreal? Zumindest so real, dass ich jetzt wieder Single bin. Und das ohne schwerwiegende Beziehungskrise im Vorfeld. Mein Leben ist um Jan ärmer, aber um rosafarbene Pillen und eine schwarze Katze reicher.

Aber der Grund, warum ich dies alles aufgeschrieben habe, war eigentlich ein ganz anderer. Eigentlich habe ich nämlich eine Frage und die vage Hoffnung, dass Sie mir bei der Antwort behilflich sein könnten. Allerdings schien es mir sehr wichtig zu sein, Ihnen all dies erst mal zu erklären. Einschließlich der Tatsache, dass ich nicht verrückt bin.

Ich hatte nämlich in der vergangenen Woche einen Beschluss gefasst. Und nachdem ich diesen Beschluss gefasst hatte, war ich sogar beim Tierarzt, um einen Impfpass für die Katze zu besorgen. Das hat mich schon mal 50 Euro gekostet. Dann habe ich eine Zugfahrkarte gekauft. Die hat genau 177 Euro gekostet, aber das

war es mir wert. Denn mal ganz im Ernst: Wenn Jan sich in den Schrank setzt und dann verschwindet, stattdessen aber die Katze herauskommt, kann es doch auch andersherum funktionieren!

Ich wollte nach Wien fahren, die Katze in den Schrank setzen, eine Nacht warten und sehen, was passiert. Schlimmstenfalls verschwindet auch sie. Aber da ich dann ja auch keinen Jan mehr hätte, könnte ich mir eine neue Katze kaufen. Das mag hart klingen, aber ich muss schon zugeben, dass die Katze keinen so eloquenten Gesprächspartner wie Jan darstellt. So waren meine Gedankengänge, aber dann ist etwas sehr Seltsames passiert. Nicht ganz so seltsam wie mein Erlebnis mit dem Schrank, aber doch schon komisch.

Nachdem ich den Impfpass und die Zugfahrkarte besorgt hatte, setzte ich mich an Jans Computer und suchte im Internet nach dem Hotel. In Wien. Genau *dem* Hotel im Hinterhof der kleinen Gassen. *Dem* Hotel mit dem plüschigen Zimmer und dem grausamen Schrank.

Leider konnte ich es bei Google nicht finden und bin dann auf die glorreiche Idee gekommen, doch im Verlauf von Jans Internet-Browser zu schauen. Schließlich ist Jan (oder sollte ich schreiben: war Jan?) ein echter Internet-Freak, der immer alle möglichen Seiten unter seinen Favoriten abspeichert. Ich vermute mal, dass es niemanden gibt, der so viele Ordner mit so vielen mysteriösen Beschriftungen besitzt wie er.

Er hat Ordner mit dem Namen »CompSach« (Dinge für den Computer), »NagE« (Dinge zur Nahrungsergänzung), »WAH« (Dinge, die mit viel nackter Haut zu tun haben. Ich war bei dieser Erkenntnis etwas verschreckt.) und schließlich fand ich einen Ordner mit dem Namen »WELT«. Und in diesem Ordner befanden sich alle Internetseiten zum Thema Reisen. Und dann brauchte ich nur noch einige Minuten und fand die Seite des Wiener Hotels.

Die Adresse stimmte.

Den Straßennamen hatte ich mir gemerkt.

Auch die Bilder stimmten. Ich erkannte sofort die kleine, windschiefe Eingangstür in dem alten Innenhof. Was nicht stimmte, war die Branche.

Denn laut dieser Internetseite handelte es sich bei den abgebildeten Fotos nicht um ein Hotel. Sondern um ein Reisebüro.

Verstehen Sie das?

Über die Autorin

Kristina Günak alias Kristina Steffan alias Kristina Valentin schreibt Bücher über Liebe, Freundschaft und Magie.

Kristina liebt das Meer und macht die norddeutsche Küstenlandschaft gern zum Schauplatz ihrer Romane. Sie erzählt humorvoll und warmherzig von den Tücken des Alltags, der uns gelegentlich unerwartet aus dem Ruder läuft, von der Liebe und von Männern, die dazu neigen, das Leben ihrer selbstbewussten Heldinnen auf den Kopf zu stellen.

Die Schriftstellerin und Mediatorin veröffentlicht ihre Bücher in großen Publikumsverlagen und als Selfpublisherin.

Für mehr Informationen:

<https://kristina-guenak.de>

mail@kristina-guenak.de



Foto©JanineGraubaum

Kopf hoch, dann siehst du die Sterne!



2123 – Milla Greenwich ist auf der Flucht. Als eine der letzten echten Ärztinnen der Erde ist sie die einzige Hoffnung für ihren schwer verletzten Bruder. Doch um zu ihm zu gelangen, spielt sie ein riskantes Spiel und wird zur Gejagten der Galaktischen Union.

Als es für sie scheinbar keinen Ausweg mehr gibt, findet sie überraschend Zuflucht auf einem kleinen Raumschiff, der Artemis. Doch die gehört einem Jäger, einem genetisch modifizierten Supersoldaten, der selbst zum Gejagten wurde und ein tödliches Geheimnis in sich trägt. Plötzlich schwebt nicht nur Millas Bruder in Lebensgefahr ...

Als E-Book und Taschenbuch!

Das Erbe der Dunkelheit

Vampire leben unter uns. Unerkannt. Eine fremde Welt voller Macht, Dunkelheit und Magie.



Band 1

Für Charlotte Sanders ändert sich alles, als sie bei einem Meeting zum ersten Mal auf ihren geheimnisvollen Chef Luka Van Dyke trifft.

Ihr wird schnell klar, dass dieser attraktive Mann nicht der ist, der er vorzugeben scheint. Mühelos manipuliert er Menschen und lässt sie nach seiner Pfeife tanzen – nur bei Charlotte gelingt ihm das nicht.

Als sie von einer Vision heimgesucht wird, begreift sie, dass ihre Welt eine völlig andere ist, als sie geglaubt hatte. Und Luka Van Dyke spielt darin eine ziemlich große Rolle. Zwischen den beiden entwickelt sich eine unheimliche Anziehungskraft, doch ein Geheimnis

steht zwischen ihnen und plötzlich ist nicht nur ihr
Leben, sondern die ganze Welt in Gefahr.

Als E-Book und Taschenbuch!

Eine Hexe zum Verlieben

★ Sie werden es nicht glauben, aber ich bin eine Hexe!★



Elionore Brevent, Immobilienmaklerin und Hexe, lebt in zwei Welten. Der uns bekannten und einer magischen Welt - voller Zauberei, Geheimnisse und eigener Regeln.

Sie trifft auf den Werjaguar Vincent, der mit seinen Narben auf dem Körper auf der Flucht vor seiner Vergangenheit ist, und auf Nicolas, den unterkühlten Vampir, der tief in seinem Herzen ein gefährliches Geheimnis mit sich trägt. Beide bringen Elis geordneten Alltag völlig durcheinander. Als dann zu allem Überfluss noch eine Horde extrem seltsamer Elfen auftaucht, ist Eli gezwungen, die Welt zu retten ...

**Begeht euch mit Eli auf eine Reise voller dunkler Geheimnisse,
Gefühle und dem ein oder anderen Abenteuer.**